ZUR

# RASSEN- UND SOZIALHYGIENE

DER

# GRIECHEN

IM

## ALTERTHUM UND IN DER GEGENWART.

---

VON

**Dr. FERDINAND HUEPPE,**
PROFESSOR DER HYGIENE AN DER DEUTSCHEN UNIVERSITÄT IN PRAG.

*MIT 9 ABBILDUNGEN IM TEXT.*

ROYAL COLLEGE OF SURGEONS
23 JUN 97
LIBRARY

WIESBADEN.
C. W. KREIDEL'S VERLAG.
1897.

Von demselben Verfasser erschienen in gleichem Verlage:

Naturwissenschaftliche

# Einführung in die Bakteriologie.

Von

**Dr. Ferdinand Hueppe,**
Professor der Hygiene an der Deutschen Universität in Prag.

*Mit 28 Holzschnitten im Texte. Preis M. 6.—.*

---

**Die Methoden**

der

# Bakterien-Forschung.

Handbuch der gesammten Methoden der Mikrobiologie.

Von

**Dr. Ferdinand Hueppe,**
Professor der Hygiene an der Deutschen Universität in Prag.

Fünfte verbesserte Auflage.

Mit 2 Tafeln in Farbendruck und 68 Holzschnitten.

*Preis: M. 10.65, gebunden M. 12.—.*

---

Die

# Formen der Bakterien

und ihre Beziehungen

zu den

**Gattungen und Arten.**

Von

**Dr. Ferdinand Hueppe,**
Professor der Hygiene an der Deutschen Universität in Prag.

*Mit 24 Holzschnitten. Geheftet. Preis M. 4.—*

ZUR

# RASSEN- UND SOZIALHYGIENE

DER

# GRIECHEN

IM

# ALTERTHUM UND IN DER GEGENWART.

---

VON

**Dr. FERDINAND HUEPPE,**
PROFESSOR DER HYGIENE AN DER DEUTSCHEN UNIVERSITÄT IN PRAG.

*MIT 9 ABBILDUNGEN IM TEXTE.*

WIESBADEN.
C. W. KREIDEL'S VERLAG.
1897.

Alle Rechte vorbehalten.

Druck der kgl. Universitätsdruckerei von H. Stürtz, Würzburg.

SEINEM LIEBEN FREUNDE

HERRN EUGEN TORNOW,

DEM

UNERMÜDLICHEN FÖRDERER

VOLKSTHÜMLICHER KÖRPERÜBUNGEN

GEWIDMET.

Digitized by the Internet Archive
in 2015

https://archive.org/details/b22329079

# Vorwort.

In der leicht zugänglichen Litteratur über Griechenland herrschen die Angaben über Architektur und Kunst einseitig vor. Für die anderen Dinge, die zeitreife Menschen kaum weniger interessiren, bleibt selten Raum, und die Fragen nach den Menschen, die der Welt den Klassicismus erarbeitet haben, und nach ihrem Leben treten zurück oder werden nach überkommenen, oft ganz falschen Lehrmeinungen schablonenmässig erledigt. Und doch wimmelt die Litteratur gerade in diesen Fragen von Irrthümern.

Besonders hat das Durcheinanderwerfen der Rassen- und Sprachwanderungen seitens der vergleichenden Sprachforschung das Urtheil vielfach in Irrgänge geführt, aus denen oft kaum ein Entkommen möglich scheint. Sicher hat diese Wissenschaft bis jetzt den hierzu nöthigen Ariadnefaden noch nicht gesponnen. Es handelt sich eben um Gebiete, in denen das philologische Wissen und Können zeitlich zu spät einsetzt, wie in der Rassenfrage, oder in denen es überhaupt unzureichend ist, wie in den technischen Fragen. Bei Beachtung dieser Grenzen werden wir uns der Führung der Sprachforschung an anderen Stellen um so sicherer überlassen können.

Ohne alles gelehrte Beiwerk will ich in dieser kurzen Darstellung nur die Hauptergebnisse meiner Beobachtungen

und Forschungen möglichst allgemein verständlich geben. Hoffentlich gelingt es mir, die philologische Mär von der asiatischen Herkunft der Pelasger und Hellenen zu zerstören und damit ein natürliches Verständniss für die alten und neuen Rassenmischungen in diesem Wetterwinkel zwischen Europa, Asien und Afrika anzubahnen und dadurch vielleicht auch manche schiefe Urtheile über die modernen Griechen zu beseitigen. Sicher darf ich darauf rechnen, die bisherige, ganz falsche Ansicht von der Unterlegenheit der alten Pelasger und Hellenen in der sozialhygienisch wichtigen Frage der Wasserversorgung gegenüber den Römern zu beseitigen. Man hat die hygienischen Leistungen der alten Griechen bisher gründlich unterschätzt.

Prag, Ostern 1897.

Der Verfasser.

# Inhalts-Verzeichniss.


Seite

Widmung . . . . . III
Vorwort . . . . . V
Inhalts-Verzeichniss . . . . . VII
Klima und Kultur . . . . . 3
Bewaldung, Regen . . . . . 5
Tektonik des Gebirges, Seen, Quellen . . . . . 7
Alte Wasserversorgungen; Korinth . . . . . 9
Nauplia . . . . . 10
Argolis; die ältesten Bewohner, Rassenmischungen, Kultur . . . . . 11
Tiryns . . . . . 16
Mykenae . . . . . 18
Heräon, Larissa von Argos . . . . . 19
Troja; Lage . . . . . 19
Kultur . . . . . 23
Herkunft der Trojaner, Rassenmischungen, Beziehungen zu Pelasgern, Semiten, Alarodiern . . . . . 25
Wasserversorgung . . . . . 35
Standpunkt der Wasserversorgung in der mykenischen Periode . . . . 37
Ernährung früher und jetzt . . . . . 38
Lager, Waschen, Baden, Schwimmen . . . . . 49
Jetzige Stellung der Frau und Verhältniss der Geschlechter . . . . . 52
Niedergang der Pelasgo-Achäer . . . . . 54
Hellenische Periode; Sanatorien, Epidaurus . . . . . 58
Bassae; Naturgefühl der Alten . . . . . 61
Wege und Bahnen im Peloponnes . . . . . 63
Lykosura, Samikon . . . . . 64
Die jetzigen Bewohner des Landes, Herkunft, Rassenmischungen . . . . 65
Rasse und Sprache . . . . . 72
Oropus, Männer- und Frauenbad . . . . . 75

Seite

Kulturzustände im modernen Griechenland . . . . . 76
Gymnastische Kultstätten, Olympia . . . . . 80
Delphi . . . . . 85
Delos . . . . . 89
Eretria . . . . . 90
Kopaïs-See . . . . . 91
Athen . . . . . 93
Pest des Thukydides . . . . . 97
Laurion, Liwadia, Hippokrene, Theben . . . . . 100
Urtheil über die hygienischen Leistungen der alten Hellenen . . . . . 101
Pergamon, Druckwasserleitung . . . . . 102
Andere Kulturvölker; Syrien: Seleukia, Hethiter, Tyrus . . . . . 104
Perser, Babylonier . . . . . 105
Konstantinopel . . . . . 107
Türken, Griechen und Armenier . . . . . 108
Lepra . . . . . 111

Im Frühjahr 1896 hatte ich Gelegenheit, bei einer mehrmonatlichen Reise durch Griechenland, griechische Kolonien und Theile von Kleinasien an den Ausgrabungen der Archäologen wenig oder gar nicht beachtete Dinge wahrzunehmen, welche unsere Vorstellungen über die Hygiene bei den klassischen Völkern des Alterthums stark verändern müssen. Auch nach der anthropologischen Seite konnte ich bisher unbeachtet gebliebene Daten sammeln, welche das Verständniss für Herkunft und Ausbreitung der Pelasger und Hellenen und über alte und neuere Rassemischungen in jenen Gegenden fördern dürften. Seit in der Begründung einer positiven Hygiene, wie ich sie zuerst gegeben habe und die jetzt anfängt mehr Beachtung zu finden, der Mensch selbst mit seinen angeborenen und erworbenen Anlagen wieder in den Vordergrund gestellt ist, haben diese Fragen auch ein unmittelbares Interesse für den Hygieniker.

Zur erblichen Belastung unserer hygienischen und hygienisch-technologischen Litteratur gehört die Angabe, dass eigentlich nur die Römer grosse hygienische Techniker gewesen sind und dass sie besonders in der Wasserversorgung allein nachahmenswerthe Werke geschaffen hätten. Allerdings hätte hierbei schon der Hinweis auf die Aegypter genügen sollen, um vor Uebertreibungen zu schützen. Aber von den anderen Völkern, von Assyriern, Persern, Hethitern, Phönikiern und Griechen, wusste man so wenig, dass man aus dieser Un-

kenntniss auf der einen Seite, aus den weithin sichtbaren, in verständlicher Lapidarschrift sprechenden Werken der Römer auf der anderen Seite glaubte schliessen zu dürfen, dass nur das technische Genie der Römer in diesen Dingen Grosses geschaffen habe. Und doch ist diese Ansicht grundfalsch und, wie in fast allen anderen Dingen, waren die Römer auch hierin nur die Schüler der anderen Völker, welche sie oft nicht einmal geschickt nachahmten, vielfach nur durch die Massenhaftigkeit ihrer Anlagen übertrafen.

Besonders sind die alten Griechen gar zu schlecht weggekommen, so dass ich hiermit nachdrücklich für dieselben eintreten muss, nachdem die Ausgrabungen an klassischen Stätten jetzt genügend Material zur Beurtheilung herbeigeschafft haben. Diese Ermittelungen sind aber leider so unter einem Wust uns wenig interessirendem philologischen Materials vergraben, dass man sie überhaupt nicht kennen lernte, und nur diesem Umstande ist es wohl zuzuschreiben, dass selbst einiges längst Bekannte in meinem Vortrage auf der Naturforscherversammlung am 22. September 1896 so ganz überraschend und als vollständig neu wirkte. Es war eine glückliche That Schliemann's, dass er bei seinen Ausgrabungen auch Techniker heranzog. Waren dabei auch zunächst nur die Gesichtspunkte der Architekten massgebend, so waren dies doch immerhin allseitig technisch geschulte deutsche Architekten, welche eine für alle Völker mustergültige Methode der Ausgrabungen schufen, bei denen endlich das meiste Technische wirklich sachverständig klar gelegt wurde. Besonders Dörpfeld hat es verstanden, die Technik der Antike im weitesten Sinne des Wortes zu erschliessen. Hierbei ist auch über die Hygiene der Alten vieles Neue aufgedeckt worden, was nur einmal unter einheitlichen Gesichtspunkten betrachtet werden musste, um sofort das Verständniss zu fördern. Da es mir ermöglicht war, unter Dörpfeld's Führung viele dieser Dinge zu sehen, darf

ich meinem verehrten Freunde auch an dieser Stelle meinen Dank ausdrücken.

Das Verständniss für den Zusammenhang der Erscheinungen leite ich aus meinen Fachstudien her, und dies rechtfertigt es wohl auch, wenn ich vergleichend auch einige Leistungen anderer alter Kulturvölker erwähne, um meinen Beweis zu vervollständigen, dass die Römer nicht die Meister sondern die Schüler waren und dass wir bisher unser Wissen erst aus zweiter oder gar dritter Hand bezogen haben.

Das Klima der Mittelmeerländer war im Alterthum sicher kühler als jetzt. Wir wissen, dass noch zu Zeiten der Römer der Nil regelmässig im Winter etwas Eis zeigte. Bei dem Feldzuge in Böotien ging Sokrates zum Erstaunen seiner Bekannten barfüssig im Schnee. In Eretria wurden mit Holz gefütterte, unter der Sohle ähnlich wie Kapruner Steigeisen einmal gegliederte Bronceschuhe mit scharfen grossen Randstiften gefunden, so dass man fast an antike Alpinisten denken könnte. Die olympischen Spiele konnten als nordische Sonnenwendfeste zur Zeit der Hundstage dort unten gefeiert werden. Erst allmählich trat — von den kleineren periodischen Schwankungen abgesehen — eine Zunahme der Wärme ein, welche gegen das Jahr 1000 n. Chr. für Europa ihren Höhepunkt erreichte, um dann allmählich wieder zu sinken. Dass beim Untergang der alten Kultur diese Zunahme der Temperatur und eine dadurch herbeigeführte erschlaffende Wirkung des Klimas mit betheiligt sein kann, will ich zugeben.

Aber wir Nordländer überschätzen auch diese erschlaffenden Eigenschaften des „südlichen" Klimas am Mittelmeer. Im Durchschnitte von 16 Jahren betrug in Griechenland die mittlere Jahrestemperatur 18,2 °, das absolute Maximum 41 °, das absolute Minimum — 10° C.; am 9. April 1896 hatte der Hymettos frischen Schnee und es wehte ein so eisiger Nordwind, dass man im Freien nicht turnen konnte. Am 22. April sahen wir bei Ampeliona

im Gebirge von Arkadien in einer Höhe von etwa 1000 m frisches Eis auf einem Bache, den wir in steilem Abstiege zu passiren hatten. Der Unterschied zwischen Winter und Sommer ist gross genug, um anregend zu wirken. Wenn man nur durch Körperübungen im Freien nach dem Vorbilde der Alten den Körper leistungsfähig hält, so bleibt auch der Geist arbeitskräftig. Nach dem Wohlbefinden der hellen Menschen in diesen Ländern zu urtheilen, ist bei der Lebensweise im Gebirge und zur See die südliche Grenze für die natürliche und vollständige Anpassung unserer Rasse unter Erhaltung unserer unterscheidenden äusserlichen Merkmale selbst jetzt trotz höherer Temparatur erst in Syrien gegeben.

Nördlich davon aber, in ganz Kleinasien und Armenien, in der Türkei, in Griechenland und seinen Kolonien herrschten nicht nur im Alterthum die arischen Nordvölker, sondern gedeihen die Arier noch jetzt gut, wie man am Wohlbefinden und der Leistungsfähigkeit der vielen hellhäutigen, blonden, blauäugigen Eingeborenen sehen kann. Nur sind diese echten Arier nie so zahlreich gewesen, um sich — vom Gebirge abgesehen — gegenüber der Mehrzahl der ligurischen und semitisch-alarodischen Mischrassen des Mittelmeeres rein halten zu können. Sie gingen in diesen Mischungen aus Mangel an Nachschub aus den nördlichen Gegenden auf und unter, nachdem sie als „Kulturferment“ unter den glücklicheren Verhältnissen von Griechenland und Italien die hohe Blüthe jener Länder herbeigeführt hatten. Nachdem auch Aegypten und die asiatischen Kulturstaaten arischer, semitischer und hethitischer Rasse und Sprache untergegangen waren, kamen nur noch rohe Völker aus Asien und „Barbaren“ aus Europa. Wenn auch Aegypten und die grossen mittelasiatischen Kulturstaaten im Alterthum ein kühleres Klima hatten als jetzt, so war die indische Kultur der Arier stets eine Tropen-Kultur und Aegypten hatte auch schon im Alterthum ein sehr mildes, subtropisches Klima.

Ich schreibe deshalb den Niedergang der alten Kulturvölker in allererster Linie dem allmählichen Untergange des arischen Rassen-Elementes zu, während die späteren nordischen „Barbaren“ der ganzen alten Kulturwelt zunächst feindlich gegenüber traten, dann vorübergehend eine neue Blüthe herbeiführten, um erst später dem Süden fern zu bleiben. Das Klima hat sicher eine geringere Bedeutung als die Rassenfrage, was ich aber hier nur andeuten kann. Natürlich darf man deshalb die anregende Wirkung des gemässigten Klimas und seine Verschiebung nach Norden in unsere Breiten nicht unberücksichtigt lassen.

Von der niedrigeren Temperatur abgesehen, muss aber das Klima früher dem jetzigen sehr ähnlich gewesen sein. Die stärkere Bewaldung der Höhen mag wohl für viele Quellen ein Schutz gewesen sein. Sehr schlimm ist es in einzelnen Theilen darin geworden, seit die Venetianer im Mittelalter zum Bau ihrer Schiffe den Karst, die Westabhänge von Dalmatien, Albanien und Griechenland und die Nordabhänge des korinthischen Meerbusens ganz abholzten.

In den letzten Jahrhunderten wurde der Wald weiter vernichtet, ohne dass Nachpflanzungen eingeführt wurden. Ein schöner Anfang von Aufforstungen, den König Otto und Königin Amalie gemacht haben, wurde nach deren Vertreibung nicht weiter fortgeführt. Dazu kommt, dass die Hirten oft absichtlich Waldbrände anlegen, um Weiden für die Ziegen- und Schafheerden zu gewinnen. Wo der Wein geharzt wird, werden die das dazu erforderliche Harz liefernden Rezinatfichten so schauderhaft verwundet, dass jeder solcher Baum absterben muss. Ein trostloser Anblick für uns Deutsche, die den Wald so lieben und pflegen!

Trotzdem hat Griechenland im Gebirge entschieden noch genügend Wald und Haine, um den Wassergehalt der Quellen zu sichern. Attika war schon im Alterthum wegen seiner

Wald- und Quellenarmuth verrufen und die Oelbaum spendende Athena hatte es nicht schwer, mit dem Quellen versprechenden, aber nicht liefernden Poseidon, der sich nur als Erechtheus, als Erderschütterer dafür um so unangenehmer im Gedächtniss zu erhalten wusste, siegreich um den Vorrang im Lande zu kämpfen.

In einem Lande, welches nur sehr wenige stets Wasser führende Flüsse hat, deren Wassermenge jedoch von spärlichem Gerinne bis zu reissenden Hochwässern wechselt — wie erst im Oktober 1896 der Ilissos eine Ueberschwemmung des Piräus herbeiführte —, in dem verhältnissmässig wenig Regen fällt, ist das Wasser etwas Heiliges und der Kultus der Quellen geradezu von der Natur geboten.

Zur Zeit beträgt die Regenhöhe im Durchschnitt in mm:

| | Frühling | Sommer | Herbst | Winter | Jahr |
|---|---|---|---|---|---|
| in Athen | 82 | 26 | 142 | 135 | 385 |
| in Patras | 131 | 26 | 237 | 333 | 727 |

Die Westseite ist demnach viel regenreicher als die Ostseite und der Regenarmuth der warmen Jahreszeit steht der Regenreichthum der kalten gegenüber. Auch in den schroffen Gegensätzen der Temperatur spricht sich dies aus; die mittlere Temperatur in Athen beträgt im Januar 8,1 im Juli 26,9°, im Jahresdurchschnitt 17,3 mit Extremen von + 40 bis —4° C. Eine Sättigung der Luft mit Feuchtigkeit tritt also im Sommer selten ein und die Quellen sind fast ausschliesslich auf den Winter- und Herbstregen angewiesen.

Aber solche Durchschnittsergebnisse muss man auch wieder ruhig beurtheilen, um zu keinen falschen Schlüssen zu gelangen. Ein grosser Theil des Landes ist wirkliches Hochgebirge und von den Oliven- und Orangenhainen der niederen Gegenden gelangt man in Eichen-, dann in Kiefern- und Fichtenwälder und schliesslich auf den höchsten Höhen, die bis zu 2500 m reichen, in eine echt alpine Flora. Das Hochgebirge trägt

viele Monate lang bis zum Sommer seine Schneebedeckung und die höchsten Spitzen zeigen bis zu den Hundstagen Schnee und dort fällt auch im Sommer mehr Regen, was auf das Verhalten der Quellen um so mehr von Einfluss sein muss, als das Gebirge aus Kalk besteht, der in seinen Klüften das Wasser sammelt und es in seinen Spalten weithin leiten kann.

Ein Beispiel hierfür wird die Bedeutung dieses Umstandes verständlich machen. Die Hochebene von Tripolis (Mantinea, Pallantion, Tegea) hat keinen sichtbaren Abfluss. In der Gegend des alten Mantinea ist das Terrain deshalb sumpfig und die Bewohner leiden viel an Malaria. An anderen Stellen dieser Ebene stürzt das sich ansammelnde Wasser in sogen. Katawothren, welche im Kleinen das darstellen, wie die Dolinen im Karst. Dieses hier in den Boden, in die Klüfte und Risse der Kalkfelsen eindringende Wasser sammelt sich wie im Karst zu unterirdischen Bächen, die an anderen Stellen aus Spalten hervorbrechen und dort Quellen und Bäche bilden. Eine solche Katawothra bildet den Abfluss des gegen 2 qkm grossen Stymphalischen Sees. Durch Verstopfung eines solchen Abflusses ist der See von Pheneos grösser geworden und beträgt jetzt gegen 24 qkm. Der Stymphalische See kommt nach einem unterirdischen Laufe von ca. 35 km in der Ebene bei Argos als eine mächtige Quelle, Kephalowrysis, zu Tage, welche sofort Mühlen treibt und das früher Erasinos genannte, stets wasserreiche Flüsschen bildet. Einige Kilometer weiter bei Myli bricht in der Argolis in ähnlicher Weise die Lernäische Quelle — auch Amymone genannt — hervor und ähnlich auch die den Alten ebenfalls schon bekannte Pontinos-Quelle. Die Nähe des Meeres gab wohl Veranlassung zum Ersinnen der lernäischen Hydra, da dieses Ungethüm in den Skulpturen wie ein vielarmiger Polyp behandelt wurde, wie ein Tintenfisch, dessen Fangarme in Schlangenköpfen endigen. Der Quellreichthum an dieser Stelle der Argolis hat auf dem

niederen angeschwemmten Lande zu Sumpfbildungen — dem alkyonischen See — geführt, die sich allmählich noch vergrössert und die frühere Quelle Amphiaraos überschwemmt haben. Hier ist wieder ein Malariaherd.

So verhilft die Tektonik des Gebirges und der grössere Regenreichthum des Gebirges einer entfernten an sich regenarmen Oertlichkeit der Ebene sogar zu einem Ueberreichthum an Wasser, der durch Sumpfbildung und Malaria einzelne Orte gefährdet. Dasselbe Wasser hat im Gebirge und in der Ebene zur Bildung von Malariaherden geführt. Weniger klar ist die Herkunft des starken Frankenbrunnens (Frankowrysis) in der abflusslosen aseischen Ebene zwischen Tripolis und Megalopolis.

Einmal in die Erde aufgenommen ist das Wasser dem unmittelbaren Einflusse der Trockenheit des Sommers entrückt und die Höhenlage, das Verhalten der kühleren Jahreszeit und die Länge des unterirdischen Weges sprechen bei dem Wasserreichthum und der Gleichmässigkeit der Ergiebigkeit der Quellen mit. Dies erklärt auch, weshalb die Entwaldung nicht überall und sofort den erwarteten schädlichen Einfluss auf die örtlich hervortretenden Quellen gehabt hat. Andererseits ergibt sich aber auch, dass fast alle jetzt benützten Quellen schon den Alten bekannt waren.

Wenn auch in Folge der niedrigeren Temperatur und der immerhin besseren Bewaldung und der grösseren Ausdehnung der Oliven- und Platanenhaine früher die Quellen an einzelnen Orten vielleicht wasserreicher gewesen sein mögen, im Grossen und Ganzen müssen aber doch den jetzigen sehr ähnliche Zustände geherrscht haben. Merkwürdiger Weise sieht man fast gar keine Platanen mehr, die früher bei keinem Tempel fehlten. Nur auf Samothrake beim Heiligthum der Kabiren sah ich einen mächtigen uralten Platanenhain und einen geringen Platanenhain durchritten wir im Pelo-

ponnes beim Besuche von Lykosura am Flüsschen Gastrizi, welches im Alterthum deshalb sogar Plataniston hiess.

Der beste Beweis für die ständige Wasserarmuth ist die Sorgfalt, mit der schon die Alten und zwar vor den Hellenen schon die Achäer und Pelasger die Quellen sicherten und durch Cisternen ergänzten. Das letztere Moment möchte ich ganz besonders betonen, um vor der Vorstellung zu warnen, als sei im Alterthum Griechenland so sehr viel wasserreicher gewesen als jetzt.

Dass aber die Zustände, welche in den von Homer besungenen Zeiten herrschten, bis zur Neuzeit annähernd gleich geblieben sind, ergiebt sich daraus, dass nach den Pelasgo-Achäern die klassischen Hellenen, nach diesen die Römer, nach diesen die Venetianer und Türken und nach diesen die Neugriechen dieselben Quellen benützten und an denselben Orten zu deren Ergänzung Cisternen anlegen mussten. Dies spricht auf jeden Fall stark dafür, dass trotz der heute theilweise stärkeren Entwaldung der Wasserreichthum Griechenlands immer ein geringer war. Dies erklärt sich ja auch sehr einfach daraus, dass trotz der säkularen Aenderungen in der Wärmevertheilung die Lage zu den allgemein bestimmenden meteorologischen Faktoren seit vorgeschichtlichen Zeiten unverändert geblieben ist.

Wie haben sich nun bei dieser Wasserarmuth des Landes zunächst die ältesten Einwanderer, die Pelasgo-Achäer und Phönikier und Karier beholfen?

Die Besiedelung der Burg von Korinth, Akrokorinth, reicht in die Zeiten zurück, wo an der Landenge im Gebiete von Megara und Korinth sich die vom Norden kommende pelasgische Rasse mit den aus Osten von der See her kommenden semitisch-alarodischen Mischrassen der Phönikier und Karier traf. Die Sage von Sisyphos und der Kultus der sidonischen Astarte auf der Burg sprechen für das hohe Alter

dieser Besiedelung der Burghöhe in vorhellenischer Zeit. Die Burg ragt auf schroffem Felsen 575 m über das zu ihren Füssen sich ausdehnende Meer empor und ihre Ersteigung erfordert gegen 1 1/2 Stunden Zeit. Etwa 1/4 Stunde unterhalb des Gipfels findet sich die gleichmässig ergiebige Quelle „Peirene", welche die Besiedlung der Burg ohne Weiteres ermöglicht hatte.

Ein Hufschlag des Pegasus soll sie aus dem Felsen hervorgezaubert haben, da man sich so dicht unter dem Gipfel das Entstehen einer Quelle aus natürlichen Gründen wohl schwer erklären konnte. Die Bewohner der Burg waren dem Pegasus auf jeden Fall mehr zu Dank verpflichtet für diese nützliche Gabe als wir so manchen Besteigern des Flügelrosses für ihre wässerige Poesie. Ich kenne nur eine Quelle am Brocken, die noch näher beim Gipfel liegt. Die Quelle ist später neu gefasst worden; die jetzige Fassung rührt von den Römern her.

Bei der Erweiterung der Burg reichte die Quelle nicht aus und die Römer erbauten noch eine ca. 30 m lange, 10 m breite und 5 m tiefe Cisterne; der Waldreichthum der Umgebung hatte ihnen nicht mehr Wasser verschafft, als sich noch jetzt dort findet.

Am Fusse der Burg, der Stätte des mächtigen alten Korinth, wo jetzt nur ein elendes Dörfchen besteht, finden sich mehrere Quellen, von denen die eine aus einem uralten gemauerten Gange hervorbricht und dem Bade der Aphrodite entspricht. Dies war für mich die erste noch unvollständige Beobachtung einer unterirdischen Quellleitung aus ältester Zeit.

In ähnlicher Weise kommt in der Nähe von Pronia, einer Vorstadt von Nauplia, bei dem jetzigen Nonnenkloster Hagia Moni ein Laufbrunnen aus einem uralten Stollen, der früher die Quelle „Kanathos" zu Tage förderte. Diese Quelle ist medizinisch hoch interessant, indem dort Hera unserer Weisheit zum Trotz — hymen semel perforatum nunquam restaurabitur — jährlich im Frühling sich ihre jungfräuliche Reinheit zurück-

erbadete. Damals schon scheint die Sache anderen Frauen nichts geholfen zu haben, so dass es auf jeden Fall den Fortschritten der Wissenschaft mehr entspricht, dass die Quelle jetzt nur prophylaktisch bei Nonnen angewendet wird. Es ist eigentlich sehr bedauerlich, dass die Geschichte der Hera sich nicht mehr verwirklicht. Die Lösung der Frauenfrage würde dann wesentlich vereinfacht worden sein.

Die Ebene von Argos ist im Westen bei Myli aus den früher dargelegten Gründen wasserreich, sogar zu wasserreich. Um ihre Fruchtbarkeit auszunutzen, sind an den andern Stellen, wo kein sichtbares Wasser vorhanden ist, über die ganze Ebene zahlreiche Brunnen mit Göpelwerken zerstreut, die das Grundwasser auf die Felder heben. Diese Einrichtung muss uralt sein und zeigt von einem grossen Verständniss für die Hebung der Landwirthschaft durch Wasserversorgung. Aehnliche aus dem Alterthum stammende Einrichtungen werde ich noch an anderen Stellen zu erwähnen haben. Es macht auf jeden Fall der fleissigen Bevölkerung Ehre, dass sie diese gute Tradition wieder aufgenommen hat.

Viel interessanter ist die Argolis aber durch die Ruinen der ältesten pelasgo-achäischen Kulturstätte, Midea im Osten, angeblich von Perseus, d. h. der pelasgischen Personifikation des nordischen Sonnenhelden gegründet, Tiryns im Süden, Mykenae im Norden und Argos im Westen, die sich nach ihrer Bedeutung in dieser Reihenfolge ablösten.

Wie auf der Meerenge von Korinth, so trafen auch in der Ebene von Argos frühzeitig zwei ganz verschiedene Kulturen zusammen; die nordisch-europäische der Pelasger und ihrer Nachfolger, der Achäer, und die orientalische, und zwar die letztere vorherrschend als karisch-phönikische der alarodisch-semitischen Mischrasse, zum Theil aber auch als ägyptische. Nach der Gründungssage dürfte Midea als älteste der dortigen Besiedelungen eine pelasgische, also rein arisch-nordische Burg

gewesen sein und in Tiryns ist sicher eine derartige Besiedelung der berühmten, später von Argos aus besiedelten Burg vorausgegangen; wahrscheinlich auch in Mykenae, sicher in Troja. Diese arisch-nordischen Einwanderer, die Pelasger, die sich im Heldenzeitalter politisch zu den Achäern umwandelten, scheinen aber schon frühzeitig mit der vom Meere her aus dem Osten gekommenen alarodisch-semitischen Mischrasse der Karier zusammengekommen zu sein. Wegen der Besiedelung von Kreta und der Herkunft des europäisch-nordischen Theiles seines Kultus und seiner Kunst in vorgeschichtlicher Zeit ist es nicht unwichtig festzustellen, dass die Pelasger sicher vor den andern Rassen bei ihrer Südwanderung in der Argolis angekommen sind und selbstständige Kulturanfänge gezeitigt haben. In Kreta erst fand ein Durchdringen des asiatischen und europäischen Mythos und eine Umbildung statt in einer ersten Götterdämmerung.

Fig. 1.

Die beiden Typen auf der grossen Vase von Mykenae; links der asiatische, alarodische, rechts der europäische, arische Typus.

Die berühmten Kyklopenmauern von Tiryns und Mykenae zeigen aber eine so auffallende Uebereinstimmung mit nordafrikanischen, dass man wohl annehmen muss, dass die arischen Herren des Landes sich später phönikische Baumeister, eben die Kyklopen aus Lykien, kommen liessen, um ihre Burgen nach bewährten Regeln herzustellen. In diesen späteren Stadien der Besiedelung, d. h. kurz vor der Zeit des trojanischen Krieges nach Homer und zur Zeit desselben und unmittelbar nach demselben ist jedoch schon eine Mischung der Kulturformen ein-

getreten und nicht nur in der Architektur, sondern auch im Kunstgewerbe lässt sich dies nachweisen. Eine Vase aus Mykenae zeigt Krieger mit arisch-hellenischem und einen Mann mit alarodisch-semitischem Typus, der so klassisch getroffen ist, als

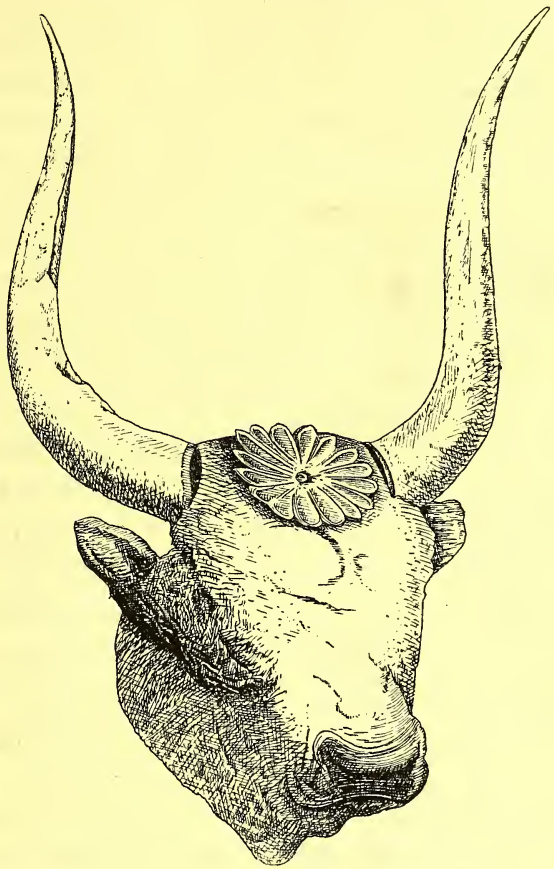

Fig. 2.

Idol des Stier-Zeus mit dem Sonnen-Rad.

hätte der kleine Moritz aus den „fliegenden Blättern“ einen jüdischen Krieger gezeichnet; Fig. 1. Man findet Löwenornamente, die auf den Orient hinweisen und wohl von den Phönikiern oder Kariern vermittelt sein dürften und wohl kaum etwas mit

Erinnerung an die vorgeschichtlichen Löwen zu thun haben. Das berühmte Straussenei weist auf Aegypten hin.

Diejenigen Kunstformen jedoch überwiegen, welche ganz auffallend mit der älteren Hallstatt-Kultur übereinstimmen. Nur dieser nordisch-europäisch-arischen Richtung, der auch die vielen Bernsteinperlen in Mykenae entstammen, und nicht der ägyptisch-orientalischen gehören die von den Philologen bis jetzt gar nicht verstandenen Stier-Ornamente an. Der nordische Himmelstier und die Erdkuh — Fiörgyn-Thor der Germanen, Parjanya der Inder, Stier-Zeus der Hellenen und Hera als Erdgöttin, nicht die Mondgöttin — liegen den Darstellungen zu Grunde. Schliemann's „Kuhkopf" von Silber mit goldenen Hörnern aus dem 4. Grabe Fig. 2, ist sicher nicht das Idol der Hera, sondern das Idol des nordischen Stierzeus, dessen Gebrüll die ehernen Wölbungen des Himmels erdröhnen macht, da er das von Schliemann und den Philologen gar nicht verstandene nordische Sonnenrad zwischen den Hörnern trägt.

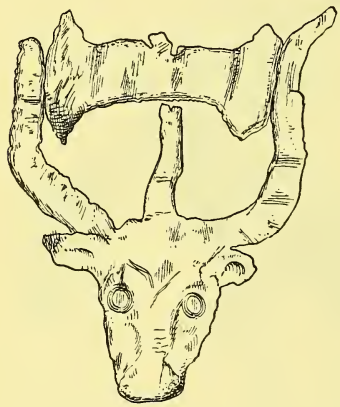

Fig. 3.
Idol des Stier-Zeus mit Donner-Hammer.

Neben vielen primitiven Kuhidolen aus Thon wurden im 4. Grabe aber auch viele kleine aus Goldblech geschnittene „Kuhköpfe" gefunden, welche Doppeläxte zwischen den Hörnern tragen, Fig. 3, die selbstverständlich von unseren „klassischen" Philologen, die das Licht nur aus dem Orient erwarten und deshalb die strahlende Mitternachtsonne nicht sehen, die die philologische Nacht erhellen könnte, auch nicht verstanden wurden, weil sie bei jedem solchen Gebilde an den ägyptischen Apis oder an den Mond denken müssen. Es handelt sich sicht-

lich dabei um gar nichts anderes als um das wichtigste Attribut des nordischen Donnergottes, den Hammer, der sich als Zeichen des Donnergottes schon in Stein gemeisselt in westeuropäischen steinzeitlichen Gräbern und in Form einer Kupferaxt in Albsheim in der Pfalz vor der Broncezeit findet und das hohe, aber rein arisch-nordische Alter dieser Idole und Symbole beweist.

Später ersetzten die Arier sowohl wie andere Kulturvölker nach dem Anthropomorphismus der ursprünglichen Naturgewalten die Idole durch die Symbole, bei Thor durch Stierhörner und Hammer, während man Zeus in Labranda und Karien die Doppelaxt, d. h. den Donnerhammer liess, später jedoch an andern Orten den Blitz selbst in die Hand gab. Noch die Kimbern und Teutonen liessen die Römer vor dem Idol ihres Nationalgottes, Thor in Form eines Broncestieres, Urfehde schwören. Die Erdkuh wird ohne diese Attribute des Himmelstieres abgebildet, ohne Sonnenrad und Donnerhammer.

Durch die Sicherstellung, dass der wichtigste Theil der Kunstformen der alten Homerischen Argolis schon in vordorischer Zeit nordisch-arischer Herkunft ist und einem uns verwandtschaftlich nahe stehenden Volke entstammt, gewinnen die dortigen Ausgrabungen für uns noch ein ganz besonderes Interesse. Bei mir wenigstens war die Erwartung ganz ausserordentlich gespannt, nachdem ich im Museum in Athen diese merkwürdigen Idole, Symbole und Ornamente gesehen und deren bisher unrichtige Deutung erkannt hatte.

Welche Bedeutung mussten aber auch in der Argolis Himmelstier und Erdkuh haben! An sich fruchtbar, aber regenarm, ist die Fruchtbarkeit des Landes abhängig von dem Regen spendenden Gewittergott, so dass Hera und Zeus sich von selbst als oberste Gottheiten ergeben. Hera die Erdgöttin gewann den Besitz der Argolis gegen Poseidon wie Athena in Attika. Ti-

ryns muss früher näher am Meere gelegen haben, und das Land vergrössert sich noch jetzt auf Kosten des Meeres.

Die älteren Besiedelungen der vorher genannten Städte und auch noch die von Schliemann fälschlich für das Homerische Ilios gehaltene 2. Kulturstufe von Troja müssen vor dem 16. Jahrhundert v. Ch. gewesen sein und die Mykenische Periode in der Argolis und Troja, in die der trojanische Krieg fällt dürfte um das 15. Jahrhundert einsetzen, gegen das 12. ihr Höhestadium erreicht haben, und gegen 1000 v. Ch. mit dem Beginn der dorischen Wanderung ihr Ende finden. Bezeichnender Weise wird die Einwanderung der nordischen Dorier Rückkehr der Herakliden genannt, was darauf schliessen lässt, dass im Volke noch die Erinnerung lebendig war, dass die ersten Ansiedler, Pelasger und Achäer, auch Nordländer und desselben Stammes waren. Die eigentliche Achäische Periode dürfte in der Argolis zwischen 1500—1000 v. Ch. angesetzt werden können und Tiryns ist hierbei die älteste der kyklopischen Bauten.

Die Burg von Tiryns liegt jetzt ungefähr 20 Minuten vom Meere, wie in jener Zeit alle diese Land und Meer beherrschenden Völker ihre Burgen nicht unmittelbar am Meer erbauten. Sie liegt auf einem gegen 300 m langen, bis zu 100 m breiten, nur 10—20 m über die Ebene hervorragenden isolirten Felsen. Nirgends ist dort eine Quelle. Der Hof der Burg war in einem cementartigen Kalkmörtel sorgfältig hergestellt, der gestattete, alles auffallende Regenwasser nach einem bestimmten Punkte abzuleiten. Dieses Regenwasser wurde in 2 grossen Kammern oder Cisternen im Südwestthurm gesammelt. Ob vielleicht in Friedenszeiten für gewöhnlich Brunnen der Ebene benutzt wurden, ist nicht zu erkennen, wenn auch sehr wahrscheinlich, so dass die Cisternen wohl nur für den Fall der Not gedient haben dürften.

Trotz der Schwierigkeit der Wasserbeschaffung, welche aber bei der grossartigen Lage der Festung in Kauf genommen

werden musste, befand sich aber ein Badezimmer in der Burg; Fig. 4. Der Boden desselben wurde von einer einzigen bis 4 m langen, 3 bis fast 4 m breiten und gegen 0,75 m dicken Kalkplatte (P) im ungefähren Gewichte von 20000 kg gebildet. In dieser, mit ganz bestimmter Neigung nach Osten versehenen Kalkplatte ist ein Viereck von 3,4 m Länge und 2,9 m Breite sorgfältig geglättet; dieses Viereck stellt den eigentlichen Raum des Badezimmers dar; der darüber hinausstehende Theil der Kalkplatte greift unter die Mauer des Gebäudes. Am Rande ringsum ist ein ca. 3 mm das innere Viereck überragender Streifen (h) stehen gelassen; in demselben finden sich Löcher (b), die stets zu zweien dicht neben einander sind, während jede solche Gruppe von zwei Löchern von der nächsten durch einen grösseren Zwischenraum getrennt ist. Diese Löcher dienten zur Aufnahme von Bronze-Bolzen, welche die zur Verkleidung der Zimmerwände dienenden Holzbretter (H), trugen.

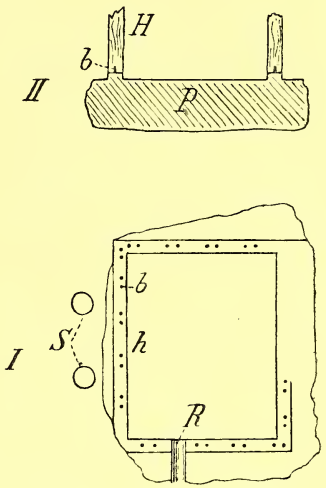


Fig. 4.
Badezimmer in Tiryns.
I. Grundriss; II. Aufriss.

Das Bad selbst wurde in einer mit Wellen- und Fischornamenten verzierten Badewanne aus geglättetem Thon verabreicht. Der Abfluss des Wassers aus dem Badezimmer erfolgte durch eine Rinne (R), an der man die Sägeschnitte und einen zum Theil missrathenen Einschnitt deutlich sehen kann. Bei der Härte des Steines muss eine zahnlose glatte Broncesäge und ein harter Schmirgel verwendet worden sein; war einige cm tief eingesägt, so wurde das Stück, soweit der Einschnitt reichte, abgeschlagen, so dass solche Sägearbeit an den Steinen

keine ganz glatten Flächen lieferte. Wo solche Stellen sichtbar waren, wurden sie aussen stets mit Kalkmörtel sorgfältig verputzt, wie bei einem modernen Neubau.

Das Wannenbad scheint auch nach Homer das beliebteste in der achäischen Periode gewesen zu sein. So sagt er von Diomedes und Odysseus nach ihrer berühmten nächtlichen Streife:

„Und dann gingen sie selbst hinaus und wuschen im Meere
Rein von dem triefenden Schweiss die Beine, den Nacken, die Schenkel.
Aber nachdem sie vom triefenden Schweiss in den Wellen des Meeres
Sich gereinigt den Leib und erquickt die wackere Seele,
Stiegen sie drauf zum Bad in die sauber geglätteten Wannen."

Nach dem Bade wurden sie „blank gerieben mit Oel" und darauf deuten auch in Tiryns zwei runde Löcher (S) in der einen Wand des Badezimmers, in denen wohl die zur Aufnahme von Salböl bestimmten Krüge standen.

In Mykenae fanden sich in der Stadt Quellen, die als Brunnen gefasst waren und von denen jetzt noch Kato und Epano Pighadhi brauchbar sind. Auf der Burg waren bei ihrer isolirten Lage auf einem quellenarmen Felsen Cisternen nothwendig. Aber darin glücklicher als Tiryns bestand hier die Möglichkeit, die ca. 400 Schritte oberhalb der Burg entspringende Quelle „Perseia" nach der Burg zu leiten. Dies war in so genialer Weise gemacht, dass man geradezu staunen muss. Die Quelle war gefasst und in einer geschlossenen gemauerten Leitung, die mit Erde überdeckt und damit dem Anblick entzogen war, bis zur kyklopischen Ringmauer geleitet. In der kyklopischen Mauer führt eine 1888 wieder entdeckte Steintreppe steil hinab zu einem Reservoir dieser Wasserleitung, wobei man glaubt in einem Keller eine dort entspringende Quelle vor sich zu haben. Das Wasser muss an dieser Stelle die Beschaffenheit wie an der Quelle selbst gehabt und die Burg auch bei einer Belagerung unbeobachtet mit köstlichem frischen Quell-

wasser versehen haben. Das überflüssige Wasser wurde dann von hier aus in einer ebenfalls bedeckten, aber weiter unterhalb mehr oberflächlich in der Erde liegenden Leitung der unteren Stadt zugeführt. Die alte Leitung fällt, so weit sie oberflächlich lag, mit einer späteren türkischen Wasserleitung zusammen, die aber jetzt schon stark verfallen ist. Die Technik des Mittelalters konnte auch nur die ältesten Einrichtungen nachahmen.

Am Nationalheiligthum der Argolis, dem Heräon, ist die Art der Wasserversorgung nicht aufgedeckt; es dürften wohl Quellen der nahen Berge gewesen sein.

Der die ganze vom Inochos durchflossene Argos — d.h. Ebene in der pelasgischen Sprache — beherrschende Punkt, wo auch das achäische Fürstengeschlecht sass, welchem die Herrscher von Tiryns und Mykenae entstammten, die Larissa — der pelasgische Name für Burg oder Akropolis — von Argos war stets auf Regenwasser angewiesen und es lassen sich noch jetzt Cisternen nachweisen, die im Mittelalter wieder benützt wurden und von denen die älteste sicher seit Gründung der Burg vorhanden ist.

Mit Rücksicht auf die achäisch-mykenische Periode will ich gleich hier die Wasserversorgung von Troja besprechen. Zuvor jedoch einige Bemerkungen über Troja selbst. Moltke sagte einmal, wenn es gälte, in der Troas eine „unersteigbare" Burg zu gründen, hätte man stets die Höhe des Bali Dagh oberhalb Bunarbaschi wählen müssen. Die Herren der Troas mussten aber als Herrscher über die Troas und das Meer dem letzteren näher sein und konnten Mängel der natürlichen Lage durch die Art der Befestigung ausgleichen. Nun sieht man aber im Gegensatze zu Homer's Angabe vom Bali Dagh den Hochsitz des Zeus auf dem Gargaros, auf der schneeigen Ida nicht, wohl aber vom Hügel von Hissarlik und Homer nennt die von Nordwinden umtoste „die windige Ilios" eine Stadt in der Ebene.

Ferner liegt die Höhe des Bali Dagh in der Luftlinie fast 13 km vom Hellespont. Eine starke Vergrösserung des Landes durch die Anschwemmungen des Skamander kann aus dem einfachen Grunde seit Homer nicht stattgefunden haben, weil die starke Strömung des Hellespontes dies unmöglich macht. Das Meer hat heute noch fast dieselbe Stellung zum Lande wie früher; höchstens 1 km kann allmählich angeschwemmt sein, so dass früher diese Entfernung in der Luftlinie ca. 12 km betragen haben dürfte, während nach Calvert jetzt sogar wieder der Hellespont Land wegschwemmt. Die Luftlinie bis zur Besika- oder Beschik-Bay im Westen war stets unverändert ca. 8,5 km.

Da die Trojaner nach dem Meere und die Griechen vom Meere nach Troja aber sich nicht der Luftlinie bedienen konnten, sondern auf die von unserem Reisegefährten Ali Baba, dem Bibliothekar, bereits entdeckten „noch näheren“ Feldwege angewiesen waren, so muss bei der vielfach hügeligen, selbst gebirgigen Beschaffenheit die Entfernung zur Beschik-Bay für einen einzelnen Wanderer auf ca. 2½—3 Stunden, bis zum Hellespont fast 4 Stunden gerechnet werden, was auch mit der Zeit unserer eigenen Durchquerungen der Troas stimmt. Von Troja bis zum Kampfplatze in der Ebene wären es dann immer noch ca. 2 Stunden gewesen. Statt des einen Späherpostens hätten die Trojaner aber zur Beobachtung des Lagers der Griechen sicher eine Kette von 6—7 solcher Posten gebraucht. Da sich das Lager der Griechen links vom Skamander am Hellespont befand, so kann hiernach nur Hissarlik das alte Troja gewesen sein. Im Westen an der Besikbay würden bei den vielen Klippen und Untiefen die Griechen die Schiffe gar nicht auf den Strand haben ziehen können, während dies am Hellespont auf dem angeschwemmten niederen Lande gut möglich war. Unsere eigene Landung im Westen hat uns auch darüber sattsam aufgeklärt.

Hissarlik liegt etwa 3 km vom Hellespont entfernt. Zwischen Hissarlik und dem Meere liegt aber eine früher vor den Anschwemmungen des Simois besser isolirt gewesene Bodenschwelle, welche sich zur Aufstellung eines Späherpostens vorzüglich eignet. Der Hügel von Hissarlik war früher zudem gleichfalls besser von der Ebene isolirt, d. h. relativ steiler, ehe der Schutt die Unebenheiten ausfüllte, so dass ein Umlaufen desselben möglich war, was am Bali Dagh vollständig ausgeschlossen ist. Diese Höhe fällt nach drei Seiten steil zu dem in enger Schlucht sie umfliessenden Skamander ab, wo absolut kein Platz zum Laufen ist, und nur an der vierten Seite ist sie in einem steilen Aufstiege in 20—30 Minuten zu erreichen.

Wie bei Tiryns so genügte bei Hissarlik die mässige Höhe von 25 m über der Ebene des Simois vollständig, wenn mächtige Mauern ein Uebriges thaten. Mächtig aber waren die dortigen kyklopischen Mauern und sie trugen deutlich das von Homer geschilderte Zeichen der möglichen und von Patroklus fast erzwungenen Ersteigung; sie sind nämlich leicht geschrägt und nur oben mit einer senkrechten mannshohen Brustwehr versehen.

Die Ablagerungen des Skamander waren stark genug, um den Lauf des Flusses wiederholt zu ändern, so dass er zu Homer's Zeiten mehr östlich und zwar unmittelbar zu Füssen von Troja floss, was man am alten Bette deutlich sehen kann. Zwischen der früher mehr östlichen Einmündung des Flusses in das Meer am Vorgebirge Rhöteion und dem Vorgebirge Sigeion war dadurch reichlich Platz für das Lager der Griechen, welche so die Ebene links des Flusses beherrschten, wie die Trojaner die rechte. In herrlichen, an einzelnen Stellen allerdings sumpfigen Wiesen, welche jetzt das Heu für den Marstall des Sultans liefern und während unserer Anwesenheit gerade von einer Abtheilung in Zelten lagernden Soldaten gemäht wurden, fliesst nördlich von Hissarlik der Simois dem jetzt Mendere genannten Skamander zu. Das alte Troja war also nicht nur

durch die isolirende Erhöhung über die Ebene, sondern auch durch die Lage am Zusammenflusse zweier Gewässer geschützt; die nahe Furt sicherte den Uebergang über den Skamander auf die linke Seite.

Vor allem wird aber Schliemann's Vermuthung, dass Troja bei Hissarlik gelegen habe, durch die Ausgrabungen bestätigt.

Auf der Höhe des Bali Dagh mit 142 m und auf der gegenüberliegenden von Eski Hissarlik mit 153 m, welche beide den beim Austritte des Skamander aus dem Gebirge gebildeten Engpass beherrschen, finden sich nur Baureste, welche der nachmykenschen Zeit, etwa zwischen 9. u. 3. Jahrhundert, angehören. In Hissarlik dagegen wurden in neun Schichten fünf grössere Kulturperioden, die aufeinander folgten, ausgegraben.

Die Ausgrabungen Schliemann's waren vielfach etwas rücksichtslos angestellt und deshalb stratigraphisch mit vielen Mängeln behaftet. Das Uebereinander der Schichten wurde von dem grossen Bahnbrecher besser beachtet und richtiger gedeutet als das nebeneinander Liegende. Ich habe erst durch die genaue Kenntniss der Oertlichkeit unter Dörpfeld's Führung ein halbwegs richtiges Verständniss für die herrliche Sammlung in Berlin gewonnen, die früher ganz unbrauchbar aufgestellt war und erst jetzt durch die Neuordnung verständlicher geworden ist. Besonders durch die zum grössten Theil von Herrn Dr. Schmidt schon durchgeführte Neuaufstellung der keramischen Funde hat diese Sammlung für den Besucher viel gewonnen.

Die erste Periode ist vorgeschichtlich und enthält Werkzeuge und Waffen der jüngeren Steinzeit. Diese Periode der jüngeren Steinzeit zerfällt in zwei Schichten, deren älteste vor 2500, deren jüngere zwischen 2500—2000 v. Chr. angesetzt werden kann. Gegen Ende dieser Periode treten bereits Kupferwaaren auf; besonders finden sich in ihr viele schwarze Topf-

waaren, die ohne Drehscheibe gearbeitet sind, und die, wie Virchow schon erkannte, denen der schweizer Pfahlbauten und alten Gräber in Norditalien und Süddeutschland gleichen. Dieselben Befunde sind auf dem thrakischen Chersones gemacht worden. Die zweite Periode, welche die 3., 4. und 5. Schicht umfasst, ist sicher vorphönikisch und vorhethitisch und darf zwischen 2000—1500 angesetzt werden.

In dieser Zeit wurde die Drehscheibe erfunden und diese kulturell sehr wichtige Erfindung ist in Troja eher gemacht worden als in Kypern. Dies ist wieder wichtig, weil es zeigt, dass alle Kultur in Troja vor der dritten Periode keinen Zusammenhang mit Süden und Osten, d. h. überhaupt mit Asien hat. Der einzige Kulturzusammenhang bestand mit Thrakien und dem nördlichen und westlichen Mitteleuropa. In letzter Beziehung sind mindestens ebenso interessant wie die schwarzen Topfwaaren der ersten Epoche, die Gefässe mit Rändern, welche eine besondere innere Ornamentirung aufweisen. Analoge Befunde sind bis jetzt nur aus Albsheim bei Worms durch Virchow und Koehl bekannt geworden. In der Wormser Gegend treten diese Ränder an Gefässen erst nach der reinen Steinzeit, in der Kupferzeit und vor der Bronce auf, also unter ähnlichen Umständen wie in Troja.

Während die ursprüngliche Bearbeitungsweise des Thones zu naturalistischen Darstellungen reizte, zwang die Drehscheibe zu einer geometrischen Darstellung. Gerade an den Trojanischen Funden im Berliner Museum kann man an den Gesichts-Urnen Schritt für Schritt die Umgestaltung der naturalistischen zur geometrischen Auffassung verfolgen. Nachdem so eine neue Auffassung gewonnen war, konnte auch für andere Figuren und Zeichnungen das Bedürfniss nach einer regelmässigeren Gestaltung auftreten.

So scheinen mir die Wirtelzeichnungen für die Ansicht von der Steinen's zu sprechen, dass die beiden in Troja so

häufig gefundenen Formen der Swastika oder des Hakenkreuzes (Fig. 5, c, d) die geometrische Umgestaltung eines fliegenden Vogels sind (Fig. 5, a, b); da der letztere vielleicht als Attribut eines Gottes aufgefasst wurde, wozu in der Troas der Reichthum an Störchen Veranlassung geben konnte, gewann das geometrische umgestaltete Zeichen leicht die Bedeutung eines geheimnissvollen Symboles.

Es ist nun gewiss nach Berichtigung der Schliemann'schen Auffassung nicht uninteressant, dass in Troja beide Formen des Hakenkreuzes sich vor der dritten Epoche fanden. Andererseits war das von Schliemann auf einem assyrischen Bleiidol angenommene Hakenkreuz, welches zu vielen Irrthümern Veranlassung gab, nur Schmutz, der leicht mit Wasser abgespült werden konnte. In Troja ist also die Swastika rein arischen und zwar europäischen Ursprunges und nicht aus Indien importirt, vor allem aber auch sicher nicht von den Hethitern übernommen.

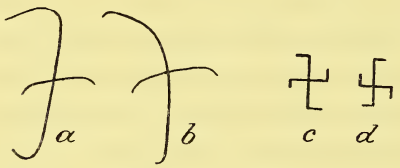


Fig. 5.

*a*, *b*: Fliegende Vögel.
*c*, *d*: Swastika oder Hakenkreuz.

Die Selbstständigkeit der Ornamente in Troja nach Form und Technik und der Zusammenhang dieser Kulturstufe mit Europa und nicht mit Asien wird auch durch den „Schatz des Priamus" erwiesen. Dieser Goldfund hatte Schliemann zu der falschen Annahme verleitet, dass diese zweite Periode das homerische Troja sei, und an diesen Irrthum knüpften dann weitere an. Diese Goldarbeiten sind einheimische Arbeit, die nur nach Thrakien als Heimath weisen, aber eine örtliche Weiterbildung erfahren haben, die sich darin ausspricht, dass feinere Ornamente aus Goldfäden auf das Goldblech aufgelöthet sind. Diese Technik verschwindet dann und tritt erst in hellenischer Zeit wieder auf.

In Troja lebten zu dieser Zeit vorwiegend langschädelige Menschen. Die Anwesenheit eines Rundschädels, der noch dazu einer Frau angehört, zeigt jedoch, dass wenigstens gegen Ende der Periode bereits Berührungen mit kurzköpfigen Asiaten stattgefunden haben. Das Verständniss hierfür ist übrigens leicht zu finden. Während sich die langschädeligen Thrakier nach Süden ausbreiteten und als Pelasger nach Griechenland als Phrygier nach Kleinasien gelangten, fand auch eine Westwanderung der kurzköpfigen Asiaten nach Europa statt, und zwar waren sie bald nach der Eiszeit als Finnen nach Norden, als Turanier in die Donauebene gelangt und später kamen sie als Alarodier in Kleinasien in Berührung mit dem Südoststrom der Arier. Diese Wanderungen und Berührungen fanden im Kleinen schon statt, ehe diese verschiedenen Rassen feste Kulturformen angenommen hatten und ehe ihre Sprachen in Stein fixirt werden konnten. Das Vorherrschen der Langschädel und ihrer besonderen Kultur in Troja beweist, dass sie zuerst kamen, intellektuell die mächtigen waren, dass sie ihre Rasse ausbreiteten, ihre Kultur und Sprache zur herrschenden machten. In letzterer Beziehung ist interessant, dass diese arische Rasse der Thrakier bereits in der zweiten Epoche, ehe eine Berührung mit Phönikiern, Hethitern und Kypriern stattgefunden hatte, eine Schrift hatten, die man besonders auf den Wirteln wahrnehmen kann. Durch die falsche Annahme verleitet, dass die zweite Schicht dem homerischen Troja entspreche und deshalb zwischen 1500—1000 angesetzt werden müsse — während sie vorher, ungefähr zwischen 2000—1500, gesetzt werden muss — und mit Rücksicht darauf, dass kyprische und hethitische Schriftzeichen in Kleinasien frühestens zwischen 1400—1300 vorkommen, glaubte Sayce diese trojanische Schrift von dort her ableiten zu können.

Nach Beseitigung dieses Irrthums ergiebt sich, dass wir in diesen Schriftzeichen eine arische Urschrift vor uns haben,

welche geeignet ist, die Legende von der Uebermittelung des Alphabetes an die Arier durch die Phönikier endgültig zu beseitigen. Mir scheint es, dass dieses Alphabet an einer Sonderstelle die Richtigkeit der genialen Ansicht von Wilser beweist, dass es unabhängig von allen anderen Schriftformen eine urarische europäische Schrift gegeben hat, die im Osten erst später von den asiatischen Schriften etwas beeinflusst wurde.

In der folgenden dritten, der mykenischen Periode, welche die sechste Schicht umfasst, war das letztere aber noch nicht der Fall. In dieser Periode fand nämlich in Troja einerseits die Herstellung der Topfwaaren in Anlehnung an die ältere einheimische Technik statt, andererseits bestand ein Import aus Mykenae. Diese letzteren schönen Gefässe wurden nun in Troja nachgeahmt und dabei wurden auch die in Mykenae gebräuchlichen, nicht aus Asien stammenden Schriftzeichen verwendet. Dieselben müssen demnach in Troja verstanden worden sein. Die Gräber dieser Periode in Thorikos und Mykenae enthalten langschädelige Europäer, keine rundköpfigen Asiaten. Der physischen Uebereinstimmung der Bewohner in der Argolis und in der Troas entspricht es auch, dass sie gleiche Kulturrichtung und Sprache aus Thrakien mitgebracht haben. Die beiden Kulturformen gehen aber nach der Trennung Sonderwege, sodass die in Mykenae — wie z. B. das Fehlen der Löhtechnik zeigt — theils auf einer niedrigeren Stufe stehen bleibt, theils — wie die reiche Ornamentirung, die grössere Zahl der Formen, die schöne Bemalung der Gefässe zeigt — eine höhere Stufe erreicht als in Troja. Der Ursprung ist aber der gleiche und liegt im Norden, in Thrakien.

Es ist das grosse Verdienst von Dörpfeld, ermittelt zu haben, dass diese dritte Periode das eigentliche Troja, die Ilios Homer's, umfasst und seine Ausgrabungen erfuhren einen hochinteressanten Abschluss, indem er den noch in seinen

8 m hohen Trümmern gewaltigen, einst wohl mehr als 13 m hohen Thurm bloss legte, von dem aus die Alten den Kämpfen zusehen konnten und wo Helena so grossen Eindruck auf die alten Knaben machte. Die Höhe des Bauschuttes von etwas über 16 m ist erstaunlich und zeigt an klassischer Stätte die Bedeutung der Bewohnung für die Beeinflussung des Baugrundes.

Diese nordwestliche Ecke von Kleinasien, die Troas, ist nun sicher, ebenso wie die Argolis, nicht von Osten, sondern von Norden besiedelt worden, wie die Ausgrabungen auf dem thrakischen Chersones sicher stellen. Die ersten Bewohner der Troas waren ebenfalls nordische Arier und zwar sind sie in verschiedenen Schüben aus Thrakien gekommen und gehören alle dem baltisch-lettischen Stamm der nordischen Arier an, der sich zwischen Gotho-Wandilen und Slaven sprachlich differenzirt hat und vor diesen beiden Sprach-Rassen nach Süden wanderte und hier die Geto-Thraker bildete. Speziell gehören die Trojaner oder Teukrer dem Phrygischen Stamme an, der aus Thrakien nach Kleinasien übersetzte, vielleicht, wie auch andere Völker, mit Vorliebe bei den Dardanellen — Homer wenigstens leitet die Teukrer von den Dardanern ab — und sich nach Osten ausbreitete und aus dem später nach Mischung mit den Alarodiern die Armenier entstanden sind. Vor 640 v. Chr. ist nach Sayce südlich des Ararat keine arische Sprache nachweisbar. Die Arier sind hier sicher aus dem Westen nach Asien eingewandert und nicht umgekehrt von Osten aus Asien nach Europa gekommen. Die Ausgrabungen von Körte in Phrygien haben eine volle Uebereinstimmung der alten phrygischen Kultur mit der der Trojaner und Pelasger ergeben.

Karl Blind hat auf Grund der Namen, die Homer vor Troja bei Ländern, Völkern, Städten und Menschen erwähnt, zuerst und immer wieder erklärt, die Homerischen Helden

müssten „Germanen“ gewesen sein. Sie sind blond, blauäugig mit „lilienweisser“ Haut und, wie ich vorhin darlegte, langschädelig und nicht dunkel und rundköpfig wie alle aus Asien kommenden Rassen. Der Begriff Germane als ein bereits sprachlich begrenzter passt allerdings nicht. Sie sind sprachlich Indo-Germanen des baltisch-thrakischen Zweiges, der Rasse nach nordische Arier und gehören dem Südstrome des baltisch-lettischen Zweiges an, der in Kleinasien durch Geten und Thraker zu den Phrygiern und weiter zu den Armeniern, in Europa durch Pelasger und Achäer zu den Hellenen führte.

Sicher gehörten die Könige und Edelinge dieser hellen langschädeligen Rasse an, während im Volke wohl schon Mischungen vorgekommen sein können, weil auch die aus Asien nach Westen einwandernden dunklen Rundschädel schon in vorgeschichtlichen Zeiten sich langsam ausbreiteten, ehe man sprachlich bestimmte Völker unter denselben erkennen kann. Die in Mykenae und Thorikos gefundenen Schädel der Herrschergeschlechter sind sicher nicht rund, ihr Index liegt sicher viel unter 80. Da die Skelette in Glassärgen fest verschlossen und leider noch nicht anthropologisch genau untersucht sind, musste ich mich allerdings mit annähernder Schätzung durch Projiziren begnügen.

Zieht man alle Momente in Betracht, so gewinnt man folgende Vorstellung über Bewohner und Kultur von Griechenland und Troja. Die erste Besiedelung erfolgte in verschiedenen Schüben aus Europa, aus Thrakien, also aus dem Norden. Diese Einwanderer sind sicher in ihren edeln und freien Geschlechtern reine Langschädel, die auch im Volke noch vorherrschen. Die Einwanderer sind helle nordische Arier der Rasse und Sprache nach. Aus diesem noch ziemlich rassereinen Volke, welches bei der Durchquerung des Turanischen West-Stromes in der Donauebene einige turanische Einwirkungen erfahren haben kann, geht östlich ein Strom in vielen Schüben über den Hellespont nach Kleinasien. Dieser Strom ist der phrygische und

ihm gehören die Trojaner oder Teukrer an. Dieser Stamm spricht Dialekte des thrakischen Volkes. Im Westen wandert ein Strom in Europa selbst südlich und breitet sich über Griechenland aus; die verschiedenen älteren Schübe dieses Volkes werden in Griechenland zu den Pelasgern, die sich allmählich politisch zu den Achäern Homers umbilden und welche einen Dialekt derselben gemeinsamen thrakischen Sprache sprechen. Die Pelasger gelangen bis Kreta, wo sie mit den Kariern sich auseinandersetzen, so dass in Kreta seit ungefähr 1200 v. Chr. ein helles europäisches Volk die Herrschaft ausübt und der Rasse nach unbedingt vorherrscht. Später wiederholen sich diese Wanderungen, nachdem die Sprachen bereits eine höhere Ausbildung erreicht haben, so dass die dorisch-äolischen Stämme die Wege der Pelasger, die jonischen die der Phrygier einschlagen, um sich dann nachher in verschiedenster Weise zu kreuzen. Die ursprüngliche Heimath liegt aber auch für diese späteren Auswanderer im europäischen Thrakien; für die Thrakier selbst ursprünglich am baltischen Meere. Von hier brachten sie langsam wandernd und den Zusammenhang mit der Urheimath nicht ganz verlierend, den Bernstein mit, der in Mykenae und Troja baltischen Ursprunges ist und als Schmuck beliebt blieb und den Völkern werth wurde, die ihn später von den Nordländern kennen lernten.

So zeigt noch der spätere Handelsweg die Richtung der ursprünglichen Wanderung. Wenigstens liegt darin das natürliche Verständniss. Die andere Auffassung vom Bernsteinhandel erinnert doch gar zu sehr an die Auffassung des biedern Mecklenburger Bauern von der Entdeckung Amerikas durch „Clombumbus".

Während die Sprachen dieser vor Troja kämpfenden Völker sehr ähnlich und noch wenig differenzirte Dialekte des Thrakischen gewesen sein müssen, nennt Homer die Karier ausdrücklich die „unhold" redenden. Sie müssen eine andere, den Ariern hässlich klingende Sprache gesprochen haben; ein

einfaches „Mauscheln“ eines thrakischen Dialektes kann wohl kaum gemeint sein.

Während sich aber die Besiedelung Kleinasiens durch Arier von Thrakien aus über die Troas hin vollzog, breitete sich in Kleinasien südlich vom Ararat eine Rasse von Rundschädeln aus, ehe von Süden und Osten aus die Semiten nach Kleinasien gelangten. Man nennt diese echt kleinasiatische Rasse am besten nach dem von Herodot erwähnten, am Fusse des Ararat im Ausbreitungsmittelpunkte wohnenden Stamme die alarodische. Es sind keine Turanier im Sinne der Anthropologie. Von den alarodischen Stämmen haben es nur die Hethiter zu einer bemerkenswerthen, rein kleinasiatischen Kultur gebracht. Die Sprache dieser Stämme ist noch wenig erforscht, ist aber weder arisch, noch semitisch.

Dafür liegt hier wieder ein Beispiel vor, wie die naturwissenschaftliche anthropologische Forschung die Sprachforschung ergänzen, berichtigen und leiten kann. Der alarodische Typus ist der der Rundschädel mit jener eigenthümlichen Nasenform, die wir nicht ganz richtig die jüdische nennen. Am längsten in Kleinasien heimisch und angepasst, hat diese Rasse allen Völkern, die mit ihr in Verbindung traten, ihre physischen Merkmale aufgedrückt, während sie ihre eigene Kultur und Sprache aufgab und theils semitische, theils arische Sprachen annahm.

Diese Rasse muss sich schon vor der phönikischen Periode und vor der mykenischen Kulturstufe der Thrakischen Stämme über Kleinasien mit Ausnahme der nordwestlichen Ecke, einen Theil der Inseln, über Kreta bis zu den Westküsten Griechenlands ausgebreitet haben und mit den umgekehrt von Norden aus dorthin wandernden arisch-thrakischen Stämmen wohl theilweise gemischt haben. Ihre alarodische Ursprache erlag dabei allmählich überall den arischen Dialekten thrakischer Herkunft, so dass die Sprachforscher für die spätere Zeit, wo die Sprachen bereits in Lapidarschrift gefestigt sind, das indogermanische

Moment erkennen und damit einige Mischrassen und Sprachvölker fälschlich der arischen Rasse zurechnen.

So dürften die Leleger noch reine Alarodier gewesen sein, während die sie ablösenden Karier wohl schon stark semitisch gemischt, Fig. 1, und sprachlich bereits stärker beeinflusst sind, und zwar zu Homer's Zeiten so, dass er sie die „unhold" redenden nennt; das indogermanische muss also wohl erst später hinzugekommen sein. Während bei den Mysiern, Lydiern das arische vorherrscht, herrscht bei den Kariern, Lykiern, Kilikiern das alarodisch-semitische vor. Aber alle diese Völker wurden frühzeitig Mischvölker theils arisch-alarodischer, theils semitisch-alarodischer Rasse, während die arischen und semitischen Sprachen die alarodischen verdrängten.

Vom Mittelstromlande hatten sich indessen nämlich auch die langschädeligen Semiten ausgebreitet, welche jedoch dort bereits eine Rassemischung darstellten. Dieselben mischten sich nunmehr in Kleinasien ebenfalls mit den Alarodiern und die sicheren Resultate dieser Mischung sind die Phönikier und Juden, deren Nase damit anthropologisch erklärt ist. Wahrscheinlich sind aber auch die Karier, Lykier und Kilikier stark semitisch durchsetzt gewesen und zwar sowohl in Bezug auf Rasse als Sprache.

Erkennt man so anthropologisch, dass Armenier und Juden die gleiche Rassengrundlage der Alarodier haben, die ersteren mit Beimischung arisch-phrygischer, die letzteren mit semitischer Rasse, so versteht man sofort nicht nur die aus der Divergenz der Religionen und Sprachen sich ergebenden Verschiedenheiten, sondern man begreift auch trotz dieser Unterschiede die gemeinsamen Züge in der physischen Erscheinung und den sozialen Auffassungen. Die Rundschädel der Armenier werden auf diese Weise erklärt, während die Virchow'sche Auffassung früher aus der Thatsache ganz falsche Schlüsse über Rundschädel bei Ariern gezogen hatte; nichtarische Rundschädel

haben bei Berührung mit Ariern eine arische Sprache angenommen. Darin allein liegt das Verständniss.

Die auffallende Aehnlichkeit der mosaischen Juden, der mohamedanischen Türken und der christlichen Armenier in Kleinasien ergiebt sich für den Naturforscher von selbst, wenn man erkennt, dass beim Eindringen der fremden Rassen nach Kleinasien — der langschädeligen Arier von Westen und Norden, der rundköpfigen Turkvölker aus Osten und der langschädeligen Semiten aus dem Osten bezw. Süden — alle sich mit der dort ältesten Rasse der alarodischen Rundschädel mischen mussten. Die Eroberer konnten bei höherer Intelligenz wohl ihre Sprachen und Kulturen aufzwingen, aber sie mussten die physischen Merkmale der längst eingewöhnten und angepassten Rasse ihrerseits auch aufnehmen.

Die Rasse überdauert die Sprache, welche übertragbar ist und allein und in den Mischungen sich als ethnisches und kulturelles Element nach eigenen Gesetzen weiter entwickelt, und so müssen sich dort Langschädel neben Rundschädeln finden, auch bei gleicher Sprache. Ich habe Armenier und Türken mit germanischem Typus, aber auch mit alarodischem Typus gemessen.

Die Sprachforscher hatten früher gemeint, das Griechische und Lateinische sei eines Stammes, während die Anthropologie und Ethnologie die Griechen vom östlichen baltischen, die Römer vom westlichen keltischen Stamme der Nord-Arier ableiten muss. Später haben genauere Ermittlungen dies auch für die Sprachenherkunft dargelegt. In dieselbe Rumpelkammer, in der die Ansicht von einem einheitlichen Rassen- und Sprachstamme der Graeco-Latiner abgelegt werden musste, gehört auch die nur auf Scheinbeweise gestützte Ansicht von der asiatischen Herkunft der arischen Pelasger und Griechen. Sagte Mommsen vor Jahren einmal mit beissendem Spotte und in ironischem Doppelsinne, die Vorgeschichte sei die Wissenschaft

der Analphabeten, so wissen wir jetzt, dass die Sprachforscher, welche erst die späteren Stadien erforschen, ohne die Vorgeschichte, fast stets auf Abwege gerathen. Es giebt in der Schulweisheit eben Dinge, von denen Himmel und Erde sich nichts träumen lassen. Um im Buche der Natur zu lesen, muss man keine Alphabete kennen, sondern andere Methoden zu Rathe ziehen. Richtig und mit Selbstkritik verwerthet, vermag aber die Anthropologie uns wichtige Führerdienste zu leisten. So lange wir die philologische Mär von der asiatischen Herkunft der Arier, die mit allen anthropologischen und physiologischen Thatsachen in unvereinbarem Widerspruche steht, nicht los werden, werden wir nie zu einem Verständnisse der Rassen- und Sprachenfrage kommen und es ist schon viel werth, dass die Sprachforscher bereits von Iran bis in die russischen Steppen gehen mussten, um die arische Urheimath zu suchen, aber noch nicht zu finden. Der Anthropologe findet aber die Bildungsstätte für die arische Rasse in Westdeutschland und das Ausstrahlungs-Centrum der Arier nur im Norden von Europa. Dadurch wird aber in das Dunkel der Herkunft und der Wanderungen der hellen, langschädeligen Arier auch sofort Klarheit gebracht und das Verständniss für die Rassenmischungen erschlossen.

Ich glaube deshalb sicher erwarten zu dürfen, dass die Sprachforscher in dem Dunkel der indogermanischen, hethitischen und semitischen Dialekte Kleinasiens sich besser zurecht finden werden, wenn sie meine naturwissenschaftlichen Hinweise beachten würden.

Das Sichere ist, dass vor Troja in erster Linie uns nahe verwandte arische Völker kämpften, dass die Homerischen Helden uns näher stehen, als man dies bisher zu hören gewöhnt ist. Und echt arisch, germanisch-klassisch ist es, dass sich diese Völker wie alte und neue Deutsche und alte Thrakier und alte Griechen untereinander raufen und dadurch so

schwächen, dass andere ihr Erbe antreten können. Es ist ein Stück des ziellosen Heldenthums, welches die Turnierhelden des Ritterthums mit der Lanze, die modernen Ritter in den Parlamenten mit der Zunge so klassisch fortsetzen, bis uns die Tataren oder Mongolen eines Tages wieder mit dem Niederwerfen der europäisch-arischen Kultur bedrohen.

Aber jene alten Kulturstätten werden uns noch einmal so lieb, wenn wir wissen, dass wir auch in Troja auf einer Burg stehen, wo nächste Verwandte unserer Stammväter wohnten. Sollten solche Hinweise in den Schulen nicht geeignet sein, auch national etwas aus diesen Homerischen Gesängen zu gewinnen, statt sie nach dem Muster der Klassiker nur zu missbrauchen, um die Inferiorität der germanischen Barbaren gegenüber den gebildeten Griechen darzulegen?

Wie viel näher tritt uns Achilleus, wenn wir daran denken, dass er auch eine Personifikation des nordischen Sonnenhelden ist, der die vom Winterriesen gefangen gehaltene Sonnenfrau Helena aus der Trojaburg befreit. Lokales Heldenthum der um die Vorherrschaft ringenden Stämme und Mythen spielen so nebeneinander und erhöhen unser Interesse gewaltig mehr, als wenn wir die Sache nur vom beschränkten Gesichtspunkte eines klassischen Philologen uns ansehen oder nur aus den örtlichen Kämpfen begreifen wollen. Die nie ruhende Phantasie des Volkes weiss Götter, Helden und Menschen in ihren reizvollen Sagen und Sängen innig zu verschmelzen und wir haben wahrlich keinen Grund, uns der nordischen Herkunft der zu Grunde liegenden Sage und der nordischen Abstammung der wirklichen Helden und Menschen zu schämen.

Nach der Zerstörung des homerischen Troja, nach der mykenischen Periode findet in ärmlicher Weise noch eine Fortsetzung der einheimischen Kunst statt. Daneben treten aber vorübergehend besondere Formen der Gefässe auf, wie man sie nur noch in Ungarn gefunden hat. Es scheint fast, als sei

durch das erfolgreiche gegenseitige Umbringen der Arier in der Troas die inferiore alarodische Rasse vorübergehend aufgeblüht, bis die Ausbreitung der Hellenen wieder andere Verhältnisse schuf.

Auf dem Hügel mitten in der Ebene sah es nach dem ersten Anschein mit dem Trinkwasser wohl nicht zum Besten aus, wenn auch die nahen Flüsse vor dem Aeussersten schützten. Die Ausgrabungen Schliemann's haben aber ein überraschendes Werk der Wasserversorgung blossgelegt und die von Dörpfeld ein weiteres.

Homer erwähnt eine kalte und eine warme Quelle. In der Nähe von Hissarlik und vom Bali Dagh hat sich etwas Derartiges nicht gefunden. Wohl aber hat Virchow ermittelt, dass die eine Quelle des Skamander 9°, die andere 15° warm ist, und es wäre deshalb sehr gut möglich, dass diese den Bewohnern der Troas bekannte Eigenthümlichkeit von Homer fälschlich auf die Quelle bei Ilios selbst übertragen wurde. Der Skamander umfliesst die Steilhöhe des Bali Dagh in einem Bogen, bevor er zum nördlichen Laufe in die Ebene austritt, Ein Theil seines Wassers, wohl noch verstärkt durch Wasser, welches sich ausserdem in den Klüften des Kalkgebirges sammelt, bricht westlich vom Bali Dagh, also durch den ganzen Bergrücken getrennt, plötzlich in einer grossen Zahl von gegen 40 gleichwarmen Quellen hervor. Die Gleichheit der Temperatur des Wassers und die Zahl der Quellen zeigen sofort, dass hier nicht die von Homer genannten Quellen sein können.

Dagegen findet sich eine Quellanlage nur 300 Schritt südlich der Burg von Hissarlik. In den Kalkfelsen ist dort ein Stollen (Fig. 6) getrieben von ca. 1,70 m Höhe und 3 m Breite. Dieser geht gerade 18 m weit und hat ungefähr in der Mitte eine runde Oeffnung zu einem Luftschacht von 1 m Durchmesser, wie wir sie jetzt als Mannlöcher bezeichnen. Bei ca. 18 m theilt sich der bis dahin gerade Stollen in drei Arme

deren nördlicher die Breite von 2 m hat, während der mittlere nur stark 1/2, der südöstliche ungefähr 1 m breit ist. Bei ca. 10 m von der Theilungsstelle entspringt im Felsen in jedem dieser Seitenstollen eine Quelle von 15° Wärme. In dem Nordstollen und dem ganzen gemeinsamen Sammelstollen war ursprünglich eine wohl mit Lehm abgedichtete Wasserrinne aus unbehauenen, aber gut ausgesuchten Steinen. Die Römer haben

Fig. 6.

Eingang zum Wasser-Stollen bei Hissarlik.

auch hier die alte Tradition aufgenommen und später in die alte Rinne eine Thonröhrenleitung eingelegt. Bei der Ausräumung des gewaltigen Nordostthurmes fand Dörpfeld in der Kellersohle einen in dem Felsen angelegten Brunnen von fast 4 qm Fläche; eine Anlage wie wir sie ähnlich in mittelalterlichen Burgen finden. In griechischer Zeit war neben dem Thurm eine Treppe gebaut worden, die zu einer ausserhalb liegenden Quelle führte, die zu Homer's Zeiten unbekannt war,

vielleicht mit den Veränderungen der Umgebung durch den Simoïs in Beziehung stand.

Der pelasgischen Zeit gehören auch die Wasserversorgung der Burg von Theben und die Deichbauten der Minyer im Kopaïs-See an, welche ich erst später bespreche.

In der Mykenischen Periode und zum Theil wahrscheinlich sogar noch weiter zurückreichend finden wir demnach in Bezug auf die Technik der Wasserversorgung bei den Pelasgo-Achäern, dem ersten thrakischen Schube der Rassen und Sprachstämme, aus dem später die Hellenen hervorgingen, bereits sorgfältig hergestellte Cisternen, gute Quellfassungen und unterirdische Leitungen von Quellen. Die letzteren waren zum Theil durch Eingraben in die Erde und Bedeckung mit Erde, zum Theil aber auch als Stollen oder kurze Tunnels in den Felsen angelegt. Die Quellleitungen waren zum Theil mit Reservoiren verbunden. Ausserdem wurden auch in den Felsen schon Quellen durch Schächte in Brunnenform angebohrt. Man muss diese jener alten Kulturperiode angehörenden Leistungen nur einmal zusammenfassend behandeln, um die Berechtigung meiner Ansicht zu erkennen, dass die Römer dem ganz Neues nicht hinzugefügt haben, was allerdings noch mehr einleuchten wird, wenn ich nachher zeige, wie in Epidaurus, Delphi, Theben und dem ältesten Athen die Wassertechnik in der hellenischen Periode gehandhabt wurde, als die Römer darin noch gar nichts geleistet hatten.

Hier möchte ich aber einige Bemerkungen über andere hygienische Punkte einschalten. In der kyklopischen Mauer zu Tiryns finden sich merkwürdige, durch Vorkragungen der grossen Steine mit Spitzgewölben abgeschlossene Gallerien mit Seitenkammern, welche man mit Dörpfeld als kellerartige Magazine für Lebensmittel und Gebrauchsgegenstände auffassen muss. In Troja fanden sich schon in der zweiten Kulturepoche, dem vorhomerischen Troja, in besonderen Räumen hinter der

Stadtmauer riesige mannshohe Krüge, welche zum Theil frei aufgestellt, zum Theil jedoch derart eingegraben oder mit Erde umgeben waren, dass ihre Mündungen in der Ebene des Fussbodens lagen. Sie sind gruppenweise zu 2, 3 und selbst noch mehr angeordnet, so dass sich bis zu vier Reihen von je drei Krügen in einem Zimmer finden. Diese ganz einfachen, gar nicht oder nur höchst einfach ornamentirten Krüge waren sicher zum Magaziniren von Getreide und Wein bestimmt. Im letzteren Falle werden die *πίθοι* auch zu *κέραμοι* und das Taufen des Weines gewinnt damit bei den Alten schon einen Zug in's Grosse wie bei modernen Weinpanschern.

Während die Homerischen Helden pokulirten und schmausten wie germanische Bärenhäuter — „nichts entbehrte das Herz bei dem prächtigen Mahle!" —, gelten die modernen Griechen als überaus genügsam und eines ihrer Sprichwörter lautet sogar, dass, wo ein Esel verhungere, ein Grieche noch satt werde, und Baedeker sagt wörtlich: „Eine Hand voll Oliven, ein Stück schlechten Brodes, ein Glas recinirten Weines dienen dem griechischen Bauer als Mittagsmahl, Kaffee und Tabak sind die einzigen Genüsse." Solche Legenden halten sich mit grosser Hartnäckigkeit und die populäre Litteratur weiss Aehnliches von Japanern, Chinesen, Hindus zu melden, die sich jahraus jahrein von einer Hand voll Reis, von Arabern, die sich von einer Hand voll Datteln ernähren.

Wir wissen längst, dass dies alles Unsinn ist. Ihrer Körpergrösse, ihrem Gewichte und ihrer Arbeit entsprechend müssen alle Menschen eine genügende Menge Ersatzstoffe und eine ausreichende Menge, in Wärmeeinheiten oder Kalorien ausdrückbare, Kraft bildende Stoffe aufnehmen. Aber diese Leute sind mässig, essen in Gegenwart von Fremden nicht gern und begnügen sich oft während der Thätigkeit mit wenigem und holen das Versäumte Abends im Kreise ihrer Sippe nach. Diese Gewohnheiten und Auffassungen von Schicklichkeit finden sich

noch viel ausgeprägter bei Naturvölkern. Die Griechen arbeiten nur, wenn sie müssen, und würden am liebsten den Kerl, der die Arbeit erfunden hat, am nächsten Baume aufknüpfen. Dass sie ihn nicht erwischen konnten, ist vielleicht ein Grund, dass sie die Bäume so schlecht behandeln.

Dementsprechend ist im Zustande geringer Arbeit ihr Essbedürfniss gering und das sieht der Fremde öfters. Dass die Leute aber auch zeitweilig sehr angestrengt arbeiten können und mehr essen, davon erfährt er häufig nichts. Nach den Mengen von Käse, sauerer Milch und Brod, welche ich regelmässig geniessen sah, und die mir als absolut unerlässlich bezeichnet wurden, ist der Gehalt der Nahrung an verdaulichem Eiweiss vollkommen ausreichend, und die Bauern und Hirten in Griechenland leben sogar besser, als die kleinen Bauern und Landarbeiter in manchen deutschen Gegenden. Wie für diese ist Fleisch für sie ein Leckerbissen an Feiertagen. Aber als Hirtenvölker benützen sie die Produkte der Heerden selbst, weil sie nur wenig absetzen können, während unsere Bauern Butter, Milch und Käse verkaufen.

Da der Käse aus Vollmilch hergestellt ist und sie die Milch als Vollmilch geniessen und zudem Oliven reichlich gebrauchen, so ist der Fettgehalt der Nahrung ziemlich gross. Wegen des ausreichenden, oft ziemlich hohen Gehaltes an verdaulichem Eiweiss und bei genügendem Fette gebrauchen sie verhältnissmässig wenig Kohlehydrate. Aber auch die Menge dieser ist nicht gering. Aber die Leute sind mässig und keine Fresser; bei besonderen Gelegenheiten schlagen sie aber auch eine ganz hübsche Klinge. Betrunkene Griechen habe ich allerdings nur in Athen gesehen.

Das Brod ist ein grobes Weizenbrod und schmeckt vorzüglich; der Fremde erhält als „Lord“ in Athen dieses gute Bauernbrod nicht, sondern muss statt dessen das feine Weizengebäck nehmen. Bisweilen wird das Brod aus einem Gemisch von

Weizen und Gerste hergestellt; jetzt wird vielfach russischer Roggen importirt und, mit Weizen gemischt, verwendet. Der Ausdruck psomi wird für alle aus diesen Cerealien hergestellten Schwarzbrode verwendet, während das Maisbrod speciell auch bombota genannt wird. Ausser der Brodform sind auch Maccaroni sehr beliebt, fast wie in Italien. Von Leguminosen sind Bohnen und Saubohnen sehr verbreitet. Reis kommt als selbstgebaut nur ganz beschränkt in Betracht. In Nauplia erhielten wir als Süssspeise einen Milchreis, der so süss war, als wäre es ein mit Saccharin gesüsster Zucker. Da ich Milchreis gern esse, war es mir bei der Einförmigkeit unserer Kost — einen Tag Lammbraten, den andern Braten vom Lamm — doppelt unangenehm, dass ich das Zeug nicht essen konnte.

Von grösster Bedeutung sind noch die Oliven. So uralte Oelbäume wie in Griechenland habe ich bis jetzt noch nicht gesehen. Die Pflanzungen sind mit einer sorgfältigen Bewässerungsanlage versehen, so dass immer eine Gruppe von Bäumen gesondert bewässert werden kann. Den grössten Olivenhain traf ich bei Itea auf dem Wege nach Delphi, der sich über eine Stunde lang und fast $^3/_4$ Stunden breit in dem Thale hinzieht. Die erfrischenden Apfelsinen waren während der Touren eine hochwillkommene Südfrucht. Was müssten die Gewährsmänner von Baedeker eigentlich von der Genügsamkeit der Nordländer sagen, wenn sie manche von uns gesehen hätten, die sich von einer Orange, einem Stück Brod und einem Schluck Quellwasser ernährten, in Wirklichkeit natürlich sich während der Marschruhe damit nur labten.

Das ganze Innere des Landes dient der Viehzucht. Das Volk ist ein Hirtenvolk. Die gewonnene Schafwolle ist jedoch so minderwerthig, dass noch aus Kreta Wolle eingeführt wird. Ueberall begegnet man Heerden von kleinen Schafen und Ziegen, welche das Aufforsten des Waldes ungemein erschweren. Rindvieh wird sehr wenig gehalten; die Rasse ist im Peloponnes,

auf den Inseln, in der Troas sehr klein und erinnerte mich etwas an die Westerwälder Rasse; die Farbe der Thiere ist meist dunkelbraun. Einmal konnte ich frische Kuhmilch bekommen, die ganz vorzüglich war. Auch die Rinder, welche im alten Ilios verspeist wurden, gehörten einer sehr kleinen Rasse an und danach verliert das berühmte Kraftstück Milo's viel von seinem Werthe. In Athen entstammt das Rindfleisch ausschliesslich eingeführtem russischen Vieh; das Rindfleisch war in Athen meist sehr mässig.

Eine Milchwirthschaft in unserem Sinne existirt noch gar nicht. Schon die Voraussetzung einer solchen, die Reinlichkeit, fehlt vollständig. Die Milchprodukte bleiben deshalb meist in nächster Nähe, da die Städte alle klein sind. Die Versorgung dieser Städte, aber selbst die von Athen mit frischer Milch erfolgt so, dass morgens Ziegenheerden eingetrieben werden und dass sich jeder seinen Bedarf früh vor dem Hause melken lässt. Die Vollmilch wird gelabt und daraus ein quarkähnlicher Käse gemacht, der in grossen Säcken aufbewahrt wird; dieser Käse wird ziemlich frisch genossen und befindet sich nie im Zustande stark vorgeschrittener Reifung. Er schmeckt ganz vorzüglich.

Ein grosser Theil der Vollmilch wird jedoch zu Jaurti, einer saueren Milch, verwerthet und man sieht hier, wie die leichte, geradezu unvermeidbare Säuerung der Milch, welche dieselbe in ein weniger fades Getränk verwandelt, vom Volke praktisch verwerthet wird. Frische Milch ist wenig beliebt. Die frische Milch von Ziegen und Schafen wird zur Herstellung des Jaurti aufgekocht und mit einem Löffel der saueren Milch des vorhergegangenen Tages versetzt, gut durchgerührt und dann an einem warmen Orte der Säuerung überlassen. Diese Methode scheint von den Türken übernommen zu sein. Ich war nach Kenntniss dieser Methode wieder einmal belehrt, dass oft selbst die neueste Wissenschaft nur alte Volksgebräuche wieder zu Ehren bringt. Hatte ich doch erst 1889 auf Grund meiner

Untersuchungen über die Zersetzungen der Milch durch Mikroorganismen gerathen, zur Gewinnung von Butter mit bestimmtem Aroma die vorgewärmte, sterilisirte oder — wie man es nicht richtig nennt — die pasteurisirte Milch mit Reinkulturen von Säurebakterien, mit sogenannten Säureweckern zu impfen. Allerdings hatte ich schon früher ermittelt, dass auch das Pasteurisiren des Weines lange vor Pasteur an der Nahe und in Ungarn empirisch angewendet worden ist. Dieses Jaurti ist natürlich nach der Wärme und der Zeit sehr verschieden stark sauer, schmeckt aber im Allgemeinen sehr gut und ist ein ebenso erfrischendes wie kräftiges Nahrungsmittel, welches in enormen Mengen vertilgt wird.

Butter wird sehr wenig gegessen, als Speisefett dient vorwiegend das Olivenöl. Die Butter ist meist recht mässig trotz der guten Milch, weil die Leute absolut nichts davon verstehen. Eine interessante Butterprobe sah ich auf dem Markte zu Argos. Die Käufer fuhren mit einem Finger in den Topf, führten die Butter zum Munde, bissen ein Stückchen ab und schleuderten den Rest wieder mit energischer Handbewegung in den Topf zurück: ländlich schändlich und zur Nachahmung für Nahrungsmittel-Untersuchungsanstalten oder zur Marktkontrolle nicht recht zu empfehlen.

Als Fleischlieferant dient jetzt fast ausschliesslich das Lamm. Es ist eine kleine Rasse mit wenig Fleisch und sehr fettarm, aber das Fleisch schmeckt bei dem Gebirgsfutter gut und ich habe es mir nie übergegessen, trotzdem es Tag für Tag die einzige Fleischspeise war; besonders im Freien am Spiess nach Homerischer Weise gebraten, mit einem Blicke auf die herrlichen Landschaften als Zugabe und dem gesunden Hunger als Zukost war es so wenig zu verachten, dass ich nach Rückkehr in die Kultur sofort wieder einen richtigen Hammelrücken und Hammelrippchen geniessen konnte. Die Schweinerasse auf dem Lande ist klein, von dunkler schwarzgrauer Farbe und ähnlichem

Aussehen wie die Wildschweine; dieses nützliche Thier wird jetzt in Griechenland wenig gezogen.

Von Hausthieren will ich nur noch die Lastthiere erwähnen, weil sie für das Bereisen des Landes unentbehrlich sind: Pferd, Maulthier und Esel in Griechenland, Pferd und Kameel in Kleinasien.

Die Pferde sind klein, so dass das uns an antiken Reiterstatuen zunächst auffallende Missverhältniss zwischen grossem Reiter und zu kleinem Pferde auch jetzt noch den Thatsachen entspricht. Ich kam mir bei meiner Länge von 1,85 m und einem Traininggewicht von 87 kg auf den kleinen und scheinbar schwachen Thieren immer sehr unbehaglich vor und die andern Herren meinten, es sähe aus wie ein sechsfüssiges Fabelthier. Laufen können die Thiere nicht, aber klettern, dass man selbst als geübter Hindernissreiter seine helle Freude hat. In der Troas waren die Thiere etwas stärker, aber auch noch viel zu klein. Wer auf dem Rücken eines Vollblutes querfeldein geritten ist, wird wohl ebenso wie ich überhaupt von der kritiklosen Begeisterung für das orientalische Pferd und selbst für den Araber geheilt sein. Die Reiterei und Artillerie bezieht in Griechenland und Konstantinopel ihre Pferde theils aus Russland, theils aus Ungarn. Ueberraschend war der Anblick, als plötzlich bei Troja in der Ebene Kameelkarawanen auftauchten; zuerst kommt ein Junge zu Esel, dann der eigentliche Führer zu Fuss mit der Leine des Leitthieres in der Hand, dann durch Stricke verbunden Thier hinter Thier, deren ich bis zu 17 zählte; bisweilen waren auch Sprösslinge dabei, die sich noch der Freiheit erfreuten.

Ganz auffallend war es, dass während die Thiere in Griechenland geradezu scheusslich behandelt werden und alles Vieh zwergartig ist, in der Türkei überall die Thiere gut gepflegt werden, und in der Troas waren die Schafe, besonders aber die Ziegen zum Theil geradezu riesig mit prächtigem Gehörn. Die mäch-

tigen, langvliessigen Widder werden von den Türken zu Zweikämpfen benützt, bei denen sie Wetten eingehen. Auch einige Büffel sah ich; die Rinder in der Troas gehören jedoch einer kleinen Rasse an wie in der klassischen Zeit.

Die Rohheit gegen Thiere ist ein ganz besonders markanter Zug im griechischen Charakter. Für Hunde besteht die einzige Liebkosung in Fusstritten. Die Griechen werfen die jungen Katzen und Hunde, die sie nicht aufziehen wollen, einfach auf die Strasse, in der Erwartung, dass ein Huftritt oder die Räder eines Wagens das Tödten besorgen, und das Gewinsel der armen verdurstenden Thiere habe ich oft nachts in Athen zu hören bekommen. Dass die Treiber ihre geduldigen Saumthiere immer zu prügeln und mit ihren Knüppeln an den empfindlichsten Körpertheilen zu treffen suchen, erscheint fast als nebensächlich. Keine Wunde wird ausgewaschen, gereinigt oder bedeckt. Ob der Sattel drückt, das Riemenzeug reibt, ist ganz gleichgiltig. Das Thier muss auch mit diesen Druckwunden seine Lasten bewältigen. Kein Sattel wird verpasst, das Riemenzeug ist nie in Ordnung; kleine Reparaturen vorzunehmen, ist gegen die Würde des Treibers; er wurstelt sich mit Riemen und Bindfaden das Zeug zusammen, welches dann natürlich oft ganz versagt, wo man es am nöthigsten gebraucht. Beim Grasen dem Thiere den schweren Holzsattel abzunehmen, hält man für überflüssig. Das Verpassen des Zaumes scheint bei den Reitthieren für unnöthig gehalten zu werden, und so habe ich selbst in Kleinasien, wo der erziehende Einfluss der thierfreundlichen Türken die Rohheiten der Griechen gegen die Thiere stark gemildert hat, vielfach Thiere mit wunden Mäulern und gedrückten Stellen gesehen. Die Fremden sollten, wo sie Derartiges sehen, mit ihrer Entrüstung nicht zurückhalten, um den Griechen klar zu machen, dass solche Rohheiten eines anständigen Volkes unwürdig sind. Allerdings findet man in Italien noch viel mehr und noch grössere Roh-

heiten gegen Thiere, aber das ist keine Entschuldigung. Unter diesen Umständen kann man sich nicht wundern, dass die Reiterei des griechischen Heeres einen geradezu trostlosen Eindruck macht.

Für die einheimische Bevölkerung ist gegenwärtig überall das Lamm thatsächlich das einzige Fleischthier. Da hatten die Homerischen Helden es doch ein gutes Stück besser. Neben dem Schaf spielte das Rind und das Schwein eine bedeutende Rolle, wie auch die Knochenreste aus Ilios ergeben, und neben Hammelrücken war Roastbeef und Schweinerücken sehr beliebt. Mit diesen drei Fleischarten lässt sich schon eine ganz hübsche Speisefolge zusammenstellen, welche die Homerischen Helden noch mit Austern einleiteten und mit Käse beschlossen. Dabei lässt sich schon leben. Auch die Erfindung der Blutwurst verdanken wir den Pelasgo-Achäern. Fische und Vögel haben aber damals wie heute eine untergeordnete Rolle gespielt und ich habe mich eigentlich dauernd darüber geärgert, dass man so selten und dann noch seltener einen guten Fisch bekam, und doch ist das Meer nicht arm daran und der Hellespont ist noch heute „fischreich", wie ihn schon Homer nennt.

Die alten Kretenser hielten diese Bärenhäuter-Sitten aus homerischer Zeit länger in Ehren, so dass die späteren verfeinerten Hellenen sie als „faule Bäuche" bezeichneten, was der Apostel Paulus nachplauderte und was noch jetzt zu den dummsten Urtheilen über die modernen Griechen und Kretenser herhalten muss.

Die Bedeutung des Lammes wurde uns beim ersten Betreten griechischen Bodens auf Corfu zu Gemüthe geführt. Unter häufigen Gewitterböen kamen wir auf weiland Alkinoos herrlicher Insel an, der Perle des Jonischen Meeres. Wie zur Feier der Ankunft des Odysseus wurde auch bei unserer Ankunft in Corfu weidlich geschlachtet. Es war Samstag vor Ostern, und auf den Strassen erlitt vor jedem Hause ein kleines

Lamm den Opfertod. Geschäftig eilten die Metzger zum Morde von Haus zu Haus, hier wurde von Kindern das Lamm herbeigeführt, dort wurde das Abschlachten besorgt, an anderer Stelle sah man Blutlachen von bereits vorausgegangenen Opfern. Geschäftige Priester eilten durch die Stadt, um mit dem Blute der Lämmer schützende Kreuze an die Hausthüren zu malen, und reichliche Scherben zerbrochener Töpfe zeigten noch eine andere Form des Osteropfers. Die Jungen machten wie bei uns Unfug, indem sie Schwärmer und Frösche losbrannten; der ganze Ort war in Bewegung. Auf der Citadelle hatten die Soldaten die Thore mit Blumen und Guirlanden geschmückt, so dass wir wie im Triumphe einzogen.

Die engen, an sich schon schmutzigen Strassen von Corfu boten dagegen durch das viele Blut ein geradezu wüstes, ekelhaftes Bild, und diese Erziehung der Kinder zur Rohheit gegen Thiere war die erste Vorbereitung für die vielen Thierquälereien, die ich noch später zu sehen bekam.

In der mykenischen Periode war zur Abwechselung auch die Jagd ergiebig und vor Troja jagten und assen die Helden auch Damhirsch und Wildschwein. Während im Idagebirge noch jetzt das Wildschwein häufiger, aber gelegentlich auch Bären und hin und wieder einmal ein Tiger vorkommen sollen, giebt es in Griechenland gar kein Wild mehr im Freien; ein armes Häslein, ein Rebhuhn kann man doch kaum rechnen. Die Aasjägerei ohne jede Schonung als Folge der vollständig freien Jagd hat Berg und Wald ihrer schönsten Zierde beraubt, und es macht einen geradezu lächerlichen Eindruck, wenn man einen kühnen Palikaren mit langer Flinte sieht, der — Singvögel schiesst. Nur im Norden des Landes, besonders in Thessalien, wo grosse Latifundien bestehen, finden sich einzelne Wildgärten mit Edel- und Schwarzwild.

Eine bedeutende Rolle spielt im Leben der alten und neuen Griechen der Wein. Auf Weinkarten und in den Ankündig-

ungen der Kaufleute wird Wein noch immer *οινος* (inos) geschrieben, aber er wird Krasi gesprochen. Die Alten mischten den Wein mit Wasser und so diente schliesslich das Wort für Mischung in verballhornisirter Form als Ausdruck für Wein. Im Alterthum verehrten nur die Bewohner von Phigalia in Arkadien den Dionysos Akratophoros, den ungemischten Wein spendenden Gott, und waren deshalb übel berüchtigt. Jetzt ist das in Pavlitza, einem von Weinbergen umgebenen Bergdorfe, an Stelle des alten Phigalia noch ebenso, aber auch die anderen Griechen trinken jetzt den Wein ungemischt, sodass der jetzige Name im Style des lucus a non lucendo gebildet ist. Auf den Karten wird auch der weisse Wein klassisch schön levko, der rothe erythro genannt, gesprochen wird der erstere nur aspro, der rothe mavro.

Für uns ist jedoch etwas anderes viel wichtiger. Nämlich die Weine sind z. Th. aus stark zuckerhaltigen Trauben gewonnen und enthalten deshalb viel Alkohol; diese Weine werden im natürlichen Zustande gelassen und können auch unter der dortigen primitiven Weinwirthschaft sich jahrelang halten. Die leichteren Weinsorten werden jedoch mit dem Harze der Aleppo- oder Strandkiefer, pinus halepensis, versetzt und durch die antiseptischen Harzsäuren und ätherischen Oele dauerhaft gemacht. Dieses biologisch hochinteressante Konservirungsverfahren ist uralt und Dionysos führte deshalb den Fichtenzapfen auf dem Thyrsosstabe. Man rühmt diesen Rezinatweinen nach, dass sie sehr bekömmlich seien. Der Geschmack ist jedoch geradezu ekelhaft, wenigstens für einen Rheinländer. Norddeutsche und Skandinavier scheinen sich, nach unserer Reisegesellschaft zu urtheilen, leichter daran zu gewöhnen. ich habe das Zeug nicht herunterkriegen können und unter diesen Umständen war es für unseren absoluten Temperenzler, einen Schweden, Dr. Bergmann, und für mich keine grosse Kunst, während der ganzen Touren niemals Wein zu trinken,

sondern den Durst ausschliesslich mit Quellwasser, auf Bassae sogar mit Regenwasser, mit Orangen und Limonade zu löschen. Bei meinen Sportgewohnheiten bin ich, seit ich meine aktive Korpsburschenzeit hinter mir habe, stets sehr mässig gewesen und habe bei grösseren körperlichen Anstrengungen auch ausserhalb der Zeit des eigentlichen Trainings stets allen Alkohol vermieden.

Bei dem guten Quellwasser im Gebirge war dies leicht durchzuführen und im kleinsten Dorfe bekommt man einen guten Kaffee nach türkischer Art, an die man sich sehr bald gewöhnt. Während der zehntägigen Schiffsreise an den Küsten und Inseln war das Wasser jedoch bei den rückständigen Schiffseinrichtungen so schlecht und Limonade nicht immer zu haben, so dass man das Wasser oft mit einem Zusatze des guten ungeharzten Weines aufbessern musste. Als Rheinländer hatte ich aber auch den Wunsch, die griechischen Weine an Ort und Stelle wenigstens zu probiren und ich habe die meisten berühmten Sorten wenigstens gekostet bis zu der Dekelea-Auslese aus dem königlichen Weingarten, den ich bei der Hoftafel kennen lernte. Die Weine sind zum Theil köstlich im Geschmack, aber vielfach auch so stark, dass man sie zum wirklichen Trinken mit Wasser mischen muss. Die deutsche Gesellschaft Achaia in Patras hat seit Jahren den Export griechischer Weine in die Hand genommen und ihr Vertreter, Herr Stoltenhof in Patras, war uns Deutschen dort jedesmal ein liebenswürdiger Berather.

Bei der ziemlich beträchtlichen Menge von Käse und Jaurti, die beide aus Vollmilch gewonnen sind, bei dem ausgezeichneten Brod und regelmässigen Genusse von Wein kann man nicht behaupten, dass die Griechen ungenügend leben. Das Ungewohnte ihrer Lebensweise für Reisende, die alles nach unserem Stadtleben beurtheilen, die Verhältnisse unserer eigenen Bauern und Landarbeiter jedoch nicht kennen, hat die ganz falschen An-

sichten zu Stande gebracht und vielleicht auch die Mässigkeit und die Seltenheit von Völlerei und Suff. Man darf bei der Beurtheilung dieser Dinge auch nicht vergessen, dass der moderne Stadtmensch meist mehr isst als er nöthig hat.

In einer Beziehung übertreffen die griechischen Bauern selbst die unserigen, nämlich in Bezug auf die Unreinlichkeit. Ihre Devise ist entschieden „Reinlichkeit ist eine Zier, doch kommt man weiter ohne ihr.“ Das Lager wird durch Decken auf dem Fussboden hergestellt, gerade noch so wie zu Homer's Zeiten. Dass die Decken öfter Brutstätten von Ungeziefer sind, ist leicht zu verstehen und auch die bei uns so wenig beliebten Wanzen fehlen oft nicht. Nach einem Lager in Nauplia erzählte Herr von Bissing, er habe schon früh Morgens im Bette Marienkäferchen gesehen — er hatte noch nie eine Wanze gesehen; ich selbst habe einmal Besuch von solchen Marienkäferchen gehabt und ganz ungerupft ist wohl keiner davon gekommen; aber es war doch lange nicht so arg, wie ich es vorher gedacht hatte. Nur an einzelnen Orten scheint man die Wanzen zu kultiviren, wie in einigen Naturheilanstalten, wo sie im Geiste der Naturheilmethode zur Abtheilung der schlechten Säfte auf die Haut gezüchtet werden. Eine grossartige Reinlichkeit, wie sie eine eckenreine deutsche Hausfrau nicht besser herstellen kann, traf ich nur einmal, im Hause unseres trefflichen Führers Christodulos in Ren Kioi auf dem Wege nach den Dardanellen.

Grossartig gering ist das Bedürfniss nach Waschen; man lässt sich aus einem kleinen Kruge einen Schuss Wasser in die Hände giessen zur Reinigung derselben, ein zweiter Schuss dient dann für das Gesicht, andere machen es umgekehrt, aber in beiden Fällen wird nicht mehr verabreicht als zwei Hohlhände Wasser. Damit kommt der Grieche jahraus jahrein aus. Selbst in Athen ist es noch recht schlecht mit Bädern bestellt; es bestehen einige ganz primitive türkische Bäder und ein

einziges besseres Bad mit Wannenbädern. Die Reinlichkeit der Homerischen Helden ist spurlos verschwunden, man kann höchstens sagen, die Griechen baden selten und selbst dann nicht. Die Auffassung eines vor einigen Jahren verstorbenen preussischen Generalarztes, der seinem Unmuthe über die Brausebäder Luft machte, indem er meinte, dass dadurch die „konservirende Dreck- und Speckschicht" beseitigt würde, besteht in Griechenland noch.

Etwas besser sieht es an der See aus, wo die Griechen wenigstens im Hochsommer baden. Dass ich, von Jugend auf an tägliche gründliche Reinlichkeit und an Flussbäder gewöhnt, froh war, als wir in Olympia wieder einen wirklichen Fluss, den Alpheios erreichten, kann man sich leicht denken. Trotz des vorausgegangenen kühlen und regnerischen Wetters nahm ich sofort am 24. April ein Bad in dem 13—14° C. warmen Flusse. Professor Philios warnte mich, weil man Fieber bekommen müsse, und konnte nicht begreifen, dass wir Nordländer darin anders denken. Die Herren Schwab, Hölk, Deubler schlossen sich mir an und liessen mich auch später nicht im Stiche. Der Fluss war stark und reissend, ähnlich dem Inn bei Innsbruck. An einer flachen Stelle, wo die Strömung auf die andere Seite übersetzte und verhältnissmässig ruhiges Wasser war, nahmen wir die lang entbehrte gründliche Abseifung vor. Als mir das ruhige Stehen zu langweilig war, ging ich einige hundert Schritte aufwärts, wo der Fluss tief in das lehmige Bett einschnitt, sprang mit Kopfsprung hinein und landete nach wenigen Stössen wieder an der ruhigen Stelle. So wurde der Aufenthalt in Olympia auch täglich zur Privathygiene benutzt.

Auch in der See badeten wir, so oft es ging; an einzelnen wärmeren Tagen fanden sich auch noch andere Herren ein. Besonders zwei Orte sind mir in lebhafter Erinnerung. Als wir in Delphi waren, am 28. April, wo die französischen Archäologen in unserer Gegenwart den unteren Theil der

grossen Broncestatue eines Wagenlenkers ausgruben, wollten Herr Shipley und ich einmal sehen, in welcher kürzesten Zeit man von Delphi nach Itea gehen könne. Hierbei überholten wir natürlich alle und fingen vor der Stadt auch noch den zu Maulthier reitenden Professor Deubler ab. So kamen wir zu dritt an der See an und beschlossen uns nach Homerischer Sitte den Leib zu reinigen „vom triefenden Schweiss in den Wellen des Meeres.“ Wir thaten dies im Anblick des Parnasses, der bei Sinken der Sonne in Purpurtöne getaucht war. Ein unvergesslicher Anblick! Nur einmal habe ich etwas ähnlich Schönes gesehen, als ich vor vielen Jahren abends in Rapperswyl auf dem Züricher See einsam ruderte und der Tödi unter dem Kusse der scheidenden Sonne purpurn erglühte, während kein profaner Laut das uralte und ewig ergreifende Bild störte.

In Delos am 7. Mai war es so warm, dass auch andere Herren das Bedürfniss nach einem Seebade hatten. Nun ist dort die Küste klippenreich und mächtige Vegetationen von Korallen überzogen die Kalkfelsen; man musste also vorsichtig sein. Nachher kamen auf dem Schiffe mehrere der Herren und baten mich, ihnen die Stacheln auszuziehen, die sie sich beim Wandern über Seeigel in die Füsse getreten hatten. Da ich eine Verbandtasche stets bei mir führe, konnte ich das Feldlazareth bald improvisiren und auf der Ueberfahrt nach Mykonos meines ärztlichen Amtes walten. In einer Serie von Artikeln in der „Allgemeinen Sport-Zeitung“ 1896 habe ich bei meiner Schilderung der „olympischen“ Spiele zu Athen 1896 gezeigt, dass die Griechen lange nicht so gute Schwimmer sind, wie sie selbst und andere glauben. Wenn man die unvergleichliche Gelegenheit, mindestens neun Monate im Jahre schwimmen zu können, nicht benützt, so lernt man das eben nicht genügend.

Wenn ich das geringe Wasserbedürfniss der Griechen tadele, so will ich damit der leider noch immer grassirenden

gewohnheitsgemässen Unreinlichkeit der meisten Mitteleuropäer kein Loblied singen; peccatur intra muros et extra.

Wenn ich unser Verhalten nach scharfen körperlichen Anstrengungen mit dem der alten Griechen vergleiche, so möchte ich fast meinen, dass die Alten uns an physiologischem Einsehen über waren. Wir entfernen durch Seife und Wasser alles Fett, ersetzen es aber nicht, sondern schützen uns nur durch die vollständige Kleidung, die uns luftscheu gemacht hat. Die Alten bei ihrer der Luft zugänglichen Kleidung fetteten die Haut nach dem Bade fein ein und gaben ihr dadurch ihren natürlichen Schutz und ihre Geschmeidigkeit wieder. Ich denke mir, dass man dies in der Zeit des Trainings sehr gut verwerthen könnte, besonders wo wir durch den Sport und die leichte Sportkleidung jetzt wieder Licht- und Luftbäder nehmen und zwar bessere als auf dem „weissen Hirsch“ bei Dresden oder in den elektrischen Lichtbädern.

Merkwürdig berührt uns die niedrige Stellung der Frau bei den Griechen. Bei den Bauern ist sie noch jetzt wie eine Sklavin. Während sie barfuss ihre Arbeiten verrichtet, bummelt der wohlbeschuhte Gatte herum oder politisirt im Kaffeehause. Müssen sie zusammen arbeiten gehen, so sieht man meist die bepackte Frau barfüssig gehen, während der Gebieter wohlbeschuht reitet. Die Frauen sind von der Oeffentlichkeit ganz ausgeschlossen, aber auch im Hause machen sie einen gedrückten unterwürfigen Eindruck. Wie weit hierbei Erinnerung an die Türkenzeit, wie weit die mit den Albanesen und Slaven überkommene Auffassung betheiligt ist, nach der die Frau von ihrem Gebieter Prügel als Beweise der Liebe verlangt, ist schwer zu sagen. Vielleicht spricht auch noch der Umstand mit, dass Griechenland das einzige Land in Europa ist, in dem die Zahl der männlichen Geburten die der weiblichen stark übertrifft und dieses Verhältniss durch alle Altersstufen sich erhält, so dass der Mann seine Frau

mehr abschliessen muss. Was uns auffällt, ist die Hässlichkeit der griechischen Frauen, nur selten sieht man ein hübsches Gesicht oder gar eine Schönheit und die erste klassisch schöne Erscheinung, welche ich in Athen sah, war eine — Amerikanerin. Auf den Inseln sieht es etwas besser aus, hier ist aber die italienische Mischung unverkennbar und die echte Levantinerin ist sogar oft gross und schön.

Auf dem Lande scheint strenge Sitte zu herrschen, in Athen jedoch trügt der Schein und die Einheimischen machen sich über die Fremden lustig, die das für baare Münze nehmen. Einen krasseren Gegensatz als Griechenland und Italien im öffentlichen Verhalten des weiblichen Geschlechtes kann man sich allerdings nicht denken. Unter sich halten es die Griechen aber nicht so streng und auch die platonische Liebe soll sehr stark verbreitet sein. Die Venus vulgivaga ist jedoch äusserst selten und auf die Matrosenstädte beschränkt, so dass der Eindruck eines sittenstrengen Landes besteht. Es stimmt allerdings damit wenig überein, dass man in Konstantinopel Griechen und Griechinnen für die unsittlichsten aller hält, was dort sehr viel sagen will, und dass die Levantinerinnen wegen ihrer Gefälligkeit und Genusssucht geradezu berüchtigt sind:

Chi vuol far sua rovina
Prende moglie Levantina!

Der Aenderung im Schönheitstypus entspricht es auch trefflich, dass uns das Alterthum die Venus von Milo hinterlassen hat, während die Frau am Byron-Denkmal zeigt, wie wenig schön die jetzigen Frauen sind. Wie so wenig schöne Frauen im Allgemeinen Mütter von so hübschen Männern werden können, versteht man nicht so leicht, wenn es auch bei niedrig stehenden Völkern öfters vorkommt. Die Kinder sind oft hübsch, die alten Männer vielfach geradezu Prachtkerle, während die Männer in dem kräftigsten Alter meist weniger günstig erscheinen.

In Bunarbaschi in der Troas fiel auch uns die ungeheuere Menge von Störchen auf, so dass Schliemann meinte, dass Homer wohl unter den Kranichen Störche gemeint haben dürfte. Der Menge der Störche entsprach auch die der Kinder. Es waren darunter eine grosse Anzahl blauäugiger Flachsköpfe wie in einem norddeutschen Dorfe, aber auch einige Negerkinder, welche uns sofort in die Wirklichkeit zurückversetzten. Als unser un—vergesslicher Ali Baba wieder einmal in die Unterhaltung hineinplatzte und mich darob zur Rede stellte, konnte ich ihn in der sicheren Erwartung, dass er bereits vergessen habe, dass Unfruchtbarkeit die einzige erworbene Eigenschaft ist, die sich nicht vererbt, damit beruhigen, dass ich ihm sagte, dass es die Kinder der Dorf-Eunuchen seien.

Dort ging uns auch zum ersten Male das wahre Verständniss auf, weshalb die Türkinnen sich so dicht verhüllen. Es ist nur Mitleid mit uns; so viel Unschönheit sind wir nicht gewöhnt. Daran muss man sich erst gewöhnen, aber ganz langsam. Auf einmal hält man das nicht aus. Die schöne Zirkassierin oder Georgierin scheint nur ein Traum zu sein oder nur in den Harems von Paschas vorzukommen.

Die erste grosse Einwanderung aus Thrakien, die aber wohl nie eine vollständige Unterbrechung erlitten hat, hat in der achäischen Periode zwei wichtige Kulturmomente feststellen lassen. Einmal haben sich aus den Hirtenstämmen der Pelasger die grösseren Reiche der Achäer herausgebildet, indem aus dem Volke die Edelinge und aus diesen erbliche Fürsten als sogenannte Könige hervorragen, gerade wie bei den Ostgermanen. Dann aber haben diese Völker in der langen relativen Friedenszeit oder genauer in der Zeit, in der die in ähnlicher Weise gebildeten Reiche nur unter einander rauften und von aussen nicht sonderlich bedrängt wurden, es zu einer ausserordentlichen Kunstblüthe gebracht.

Hierbei ist unverkennbar das Eigene das Wichtigste gewesen, aber auch Einflüsse der durch die Phönikier und Karier vermittelten asiatischen und der ägyptischen Kunst sind nicht zu vernachlässigen. Mit völliger Vertreibung der Phönikier gegen 1300 v. Chr. sind alle diese Kunstelemente bereits von einem durchgreifenden nationalen Geist einheitlich beherrscht.

Es giebt eine wirkliche arisch-europäische Kunst selbst in unserem Sinne. Die Architektur arbeitet mit herrlichen Säulenhallen, deren Boden auf einer Betonunterlage einen einfachen Mosaikestrich zeigt, deren Wände mit Alabasterfriesen geschmückt sind, von deren glänzendem Weiss sich Rosetten und andere Figuren in blauem Smalt, einem mit Kupfer gefärbten Glasflusse, prächtig abheben oder die an anderen Stellen Gemälde in weisser, gelber, rother und blauer Farbe tragen; die grüne Farbe fehlt.

Der Reichthum an herrlichen Goldgefässen, an Broncegegenständen, an mit Gold eingelegten Waffen, an schön bemalten Thongefässen verräth eine Höhe des Kunsthandwerkes, wie sie nach mancher Richtung später sogar nicht wieder erreicht wurde, und lässt einen Wohlstand erkennen, aus dem man sieht, dass damals der edle Ritter von Pleiteles nicht Finanzminister war. Neben dem Schönen ist auch das Nützliche nicht vergessen und die Werke zur Wasserversorgung und Reinlichkeit sind geradezu als grossartig zu bezeichnen.

Diese ganze Kultur sollte nun vernichtet werden, als sich, von Norden gedrängt, gegen 1000 v. Ch. die Dorier in Bewegung setzten und einen mehrere Jahrhunderte dauernden Krieg der Stämme herbeiführten. Die alten pelasgisch-achäischen Staaten wurden vernichtet; ihre Fürsten und Edelgeschlechter wanderten zum Theil aus und ihre Stellen nehmen jetzt dorische, äolische und jonische Stämme eines zweiten grossen Völkerschubes ein. Diese rauheren, noch barbarischen Völker, welche als Hellenen zusammengefasst werden, gehören sicher demselben

thrakischen Stamme an und Homer nennt schon unter den von Achilleus befehligten Nordstämmen der Achäer auch Hellenen.

Nachdem von Neuem etwas Ordnung eingetreten ist, fängt auch die Kunst wieder an, sich zu entwickeln und wieder scheinen zwei Grundformen vorhanden. Einmal ist das alte einheimische Arische nicht ganz untergegangen und dann haben neue Bedürfnisse auch neue Aufgaben gezeitigt. Daneben aber scheint ägyptischer Einfluss bei der Skulptur wenigstens betheiligt, und zwar mehr als in der achäischen Periode.

Man baut jetzt die Häuser und Tempel auf einer groben Steinunterlage aus Holzfachwerk mit Luftziegeln und mit Holzsäulen als Stützen. Erst später werden die Holzsäulen durch einfache dorische Steinsäulen ersetzt, aber nach Bedarf, so dass man in Olympia am Tempel der Hera alle möglichen Säulenformen neben einander hat. Ist der Stein schlecht, wie der Poros bei Olympia, so werden die Säulen mit einem feinen Kalkmörtel verputzt, so dass unsere Schulvorstellungen von den Marmorwänden und Marmorsäulen sehr oft Schiffbruch leiden. Erst später, nachdem Krieg, Feuer oder Erdbeben die alten Gebäude vernichtet hatten, baute man dann von vornherein die klassisch vollendeten Bauten mit edlen Säulenformen. Auch die Mauern verrathen, dass sie sich aus einfachem Fachwerk entwickelt haben.

Im Apollotypus und einigen Frauenstatuen sieht man deutlich, wie zuerst Bilder in Holz geschnitzt worden waren und die Steinarbeiten an der Nachahmung solcher Holzstatuen einsetzten, bis endlich die Künstler den Stein frei zu bearbeiten lernten. Hierbei ist eine Beeinflussung von Aegypten sehr wahrscheinlich, wie besonders die Behandlung der Schultern, Hüften und Füsse erkennen lässt. Noch die wunderbare Giebelgruppe des Apollo am Zeustempel in Olympia, die leider nur ganz unglücklich und unkünstlerisch aufgestellt ist, lässt in der Behandlung von Kopf, Augen, Hüften und Füssen diese Unfreiheit er-

kennen und doch hat selten ein Kunstwerk einen so gewaltigen, unmittelbar ergreifenden Eindruck auf mich gemacht, wie dieses vorklassische Werk, gegen welches selbst der Hermes des Praxiteles zurücktreten muss. Wäre ich Kunsthistoriker, so dürfte ich das natürlich nicht sagen.

Trotzdem sich die Bildhauer allmählich frei in der Nachahmung der Natur entwickelten, blieb ihnen manches schematische anhaften, wie in der Behandlung der Bauch- und Hüftmuskulatur, der Füsse, selbst wo sie nach Modellen arbeiteten. Dass letzteres geschah, hatte schon Hasse ermittelt, als er auf die Asymmetrie am Kopfe der Venus von Milo hinwies, und so möchte ich auf die schon an das pathologische streifende Stirnbildung bei dem Hermes zu Olympia hinweisen, die am Original noch deutlicher zu bemerken ist. Aber kein Künstler bei den Griechen hat sich trotz der Modelle je ganz frei von dem Kanon seiner Schule gemacht.

So setzt jede neue Kulturperiode mit einer Vernichtung einer älteren Kultur ein und der Fortschritt der Kultur vollzieht sich in auf- und absteigenden Wellen.

Die hochkultivirten Pelasgo-Achäer wurden von den barbarischen Doriern und Hellenen abgelöst, die zunächst die mykenische Kultur vernichteten, bis sie aus ihrem eigenen Genie, aus eigenen und fremden Elementen eine neue und zwar die höchste Blüthe der alten Kunst entwickelten. So erlag die römische Kultur den barbarischen Germanen und aus diesen Trümmern suchte schon der grosse Dietrich von Bern zu einer deutsch-nationalen Kunst zu gelangen. Die hohe Kunstblüthe des deutschen Mittelalters wurde durch den 30jährigen Krieg vernichtet.

Wenn aber ein solcher Sturm vorbei ist, so macht sich immer wieder das Bedürfniss nach neuen Kulturformen geltend und hierbei muss neben dem Schönen auch das Nothwendige und Nützliche wieder seinen Platz erhalten. Ich will dies nun kurz an einigen Beispielen bei den Hellenen schildern.

Ich werde das Material in einige Untergruppen theilen. Zuerst will ich die Sanatorien und Naturheilanstalten besprechen. Hier gebührt der Vortritt dem Hieron von Epidaurus, der berühmtesten Kultstätte des Asklepios, den wir den Heilgott zu nennen pflegen. Im Hauptgebirgsstocke der argivischen Halbinsel, dem Arachnäon, auf dessen höchster Höhe, jetzt Hagios Elias genannt, einst des Flammenstosses Geleucht aufloderte, welches den 10 Jahre wartenden Bewohnern der Argolis die Freudenbotschaft vom Falle Ilions verkündete, liegt das Heiligthum in einem schönen westöstlich verlaufenden Gebirgsthale, an dessen Nordseite sich der Titthion oder Ziegenberg, an dessen südöstlicher Seite sich der jetzt Charani genannte Kynortion zu stattlicher Höhe erhebt. Der letztere Berg trug einst ein Heiligthum des Apollo Maleotas.

Wie bei einem modernen Kurorte war ein Theater, dessen vollständig kreisförmiger, prachtvoll erhaltener Spielraum beweist, dass das antike Theater sich aus einer cirkusartigen Anlage entwickelt haben muss, wie es Dörpfeld des Näheren ermittelt hat. In den Ausstattungsstücken des modernen Cirkus sind wir wieder zu dieser ältesten Einrichtung des Theaters zurückgekehrt. Auf ihren runden Tanztennen im Freien führen die Griechen noch jetzt ihre Reigentänze und „Country"-Tänze ähnlich aus, wie ursprünglich der Chor im Theater.

Die Spiel- und Tummelplätze waren durch ein Gymnasium und ein Stadion vertreten. Die Laufstrecke dieses Stadions war ca. 186 m, der griechische Fuss war hiernach nur 30,1 cm, also kleiner als in Olympia.

Die früher als Cisternen aufgefassten Wasserbehälter innerhalb der Kultanlage waren eigentlich Wasserreservoire, welche von unterirdisch zugeführten Quellleitungen von den benachbarten Bergen gespeist wurden. Das grösste Reservoir, von dem ein Laufbrunnen gespeist wurde, befand sich nördlich auf einem flachen Hügel und war gegen 12 m breit, 40 m lang; es war mit grossen Quadern gebaut und gut mit Mörtel verputzt. Ausserdem finden sich noch Reste einer römischen Bäderanlage. Auf der Höhe des Kynortion fand sich eine Cisterne.

Medizinisch interessant sind die vielen Inschriften, in denen Geheilte ihren Dank aussprechen. Man meint manche Sanatorien, besonders gewisse Naturheilanstalten, hätten ihre Reklame hier gelernt. Sozial interessant sind auch Inschriften, aus denen hervorgeht, dass oft das Geld zum Weiterbau ausging. Das Bedürfniss nach Frömmigkeit wechselt eben und die Dankbarkeit für ärztliche Leistungen scheint schon im Alterthum nicht sonderlich gross gewesen zu sein.

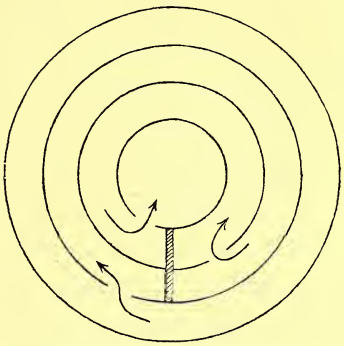

Fig. 7.
Tholos zu Epidaurus.

Ein räthselhaftes Gebäude ist der „Tholos", den Polyklet erbaute; Fig. 7. Derselbe ist ein Labyrinth in der Erde mit drei konzentrischen Kreisen, in denen vermuthlich die heiligen Schlangen aufbewahrt wurden. Eine absolut richtige Erklärung vermag ich auch nicht zu geben, aber da die Philologen bis jetzt mit der Sache gar nichts anzufangen wissen, dürfte vielleicht die folgende Erwägung einen Fingerzeig geben, weshalb man im Heiligthume des Heilgottes ein Labyrinth baute und darin die heiligen Schlangen aufhob. Es war immer üblich,

bei dem Heiligthume eines jungen Gottes eine Erinnerung an den Gott-Vater sichtlich anzubringen. Nun ist aber Asklepios der Sohn des Apollo und der Hirtin und Königstochter Koronis. Apollo ist aber selbst Heilgott, Epikurios, und hat erst später bei Häufung der Aemter durch das Spezialitätenthum der fortschreitenden Kultur das Heilen an seinen Sohn abgegeben, als er sich spezialistisch mehr mit den Musen beschäftigen musste, und neun so fesche junge Damen können auch einem Gotte schon zu schaffen machen. Daneben war der geplagte Herr aber auch noch Sonnengott und auf diese Eigenschaft führen schliesslich die anderen auch zurück, da aus der strahlenden, erwärmenden Sonne alles Schöne und Gute herstammt.

Als Sonnengott ist er aber in einer späteren Kulturauffassung hervorgegangen aus dem nordischen arischen Sonnenhelden, dessen eine Aufgabe darin bestand, die vom Winterriesen in der Wurmlage des Labyrinthes gefangen gehaltene Sonnenfrau zu befreien und an's Licht zu führen. Mit dem Apollokult ist deshalb, bei Erinnerung an den Stammmythus, das Labyrinthmotiv sehr wohl vereinbar, wenn es auch gegenüber den für die Griechen im Allgemeinen später wichtigeren Eigenschaften des Gottes zurücktrat. Der Lindwurm des Drachentödters Apollo verwandelt sich aber leicht in die heilbringenden Schlangen, wenn von dem Gotte nur die eine Fähigkeit berücksichtigt wird, wie es bei dem Heiligthume des Heilgottes naturgemäss der Fall sein musste. Bei dem Fehlen eines Apollo geweihten Theiles möchte ich glauben, dass in dieser Labyrinthanlage die Erinnerung an den Gott-Vater wach gehalten werden sollte.

Bei dem Uebergange nach Kreta wurde der nordische Sonnenmythus noch mit einem zweiten vereinigt. Theseus ist ebenfalls eine Personifikation des Sonnenhelden bei den jonischen Hellenen geworden, der die Sonnenfrau Ariadne aus dem Labyrinth befreit, aber der Drache ist zum Minotaurus geworden.

Dies hängt wohl damit zusammen, dass die ältesten arischen Bewohner Griechenlands als ihren Hauptgott den Himmelstier, den Stierzeus, aus dem Norden mitbrachten. In Kreta aber musste dieser Stierzeus in der ersten arischen Götterdämmerung erschlagen werden, damit der junge menschliche Zeus erstehen konnte. Unter dem anders gearteten südlichen Himmel werden die beiden wichtigsten Himmelsgewalten der nordischen Völker, Sonne und Gewitter, von anderen Gesichtspunkten betrachtet als in der nordischen Heimath und zunächst getrennte Dinge werden zusammengebracht oder entsprechend geändert, wobei selbstverständlich die Berührung mit den asiatischen Kariern auf Kreta auch etwas eingewirkt haben kann. Vieles in diesen alten Natursagen wird aber verständlicher, wenn man neben den durch die Kultur bedingten Fortschritten die ursprünglichen natürlichen Grundlagen nicht vergisst und dies rechtfertigt es wohl, wenn ich als Naturforscher diese Deutung wage.

Uns wurde die Oertlichkeit als Sanatorium gründlich zu Gemüthe geführt, als ein kräftig einsetzender Regen, der den ganzen Nachmittag anhielt, uns reichlich mit Obergüssen versah und die Wege und Felder in einen Zustand versetzte, dass man auch im Schuhzeug denselben Genuss hatte, als ginge man barfuss über nasses Gras. Einer lachte über den anderen, aber der ewig blaue Himmel Griechenlands lächelte gar nicht.

Mehr Glück hatten wir in dieser Hinsicht, als wir dem Heilgotte selbst in seinem Tempel zu Bassae auf den Höhen Arkadiens einen Besuch abstatteten. Nachdem es einige Tage lang stark geregnet hatte, hatte sich das Wetter etwas gebessert und wir ritten in etwas besserer Stimmung an steilen Hängen und über Bergzüge und durch Thäler des arkadischen Hochlandes. Mehr und mehr verschwanden die Wolken und von einzelnen Höhen hatte man prächtige Blicke auf die den Horizont begrenzenden Schneeberge des Peloponnes, unter denen

der Taygetos gegen Südost sich besonders herrlich vom blauen Himmel abhob. Unterhalb des Schnees trugen die meisten dieser Höhen eine gute Bewaldung von Nadelholz. Jetzt endlich lächelte die Sonne Homers auch uns. Plötzlich weitete sich gegen Süden der Blick und die charakteristische Tafelform des Ithome bei Messene fesselte den Blick. Rechts und links davon blitzte es durch die Schluchten wiederholt auf und thalatta, thalatta konnten wir rufen; es ist der Messenische Golf, der sich in weiter Ferne zeigt.

Noch ein paar Schritte und rechts auf einem Hügel zeigte sich die wohl erhaltene Säulenhalle des Apollotempels, noch ein paar Schritte und vor uns blaute, fast wie im Phayllossprunge erreichbar, das jonische Meer im Westen auf. Wahrlich ein Anblick, der uns für das Ungemach einer Regenwoche entschädigte.

Wenn man auf Akrokorinth gestanden, auf Bassae einen der schönsten Punkte gesehen, den sich die Phantasie nur ausmalen kann, so begreift man nicht, dass es Leute giebt, die den Alten alles Naturgefühl absprechen. Ist es nicht wunderbar, dass, wenn wir aus unserem Naturgefühle heraus uns die schönsten Plätze aussuchen wollten, wir keine herrlicheren finden können als diese alten Lehrmeister. Und immer wieder finden wir dasselbe, ob wir in der gewaltigen Hochgebirgsnatur von Delphi über die Schroffen und Schluchten zu den Steilhöhen des Parnass oder zum Meerbusen von Korinth blicken, auf Aegina, Delos, Sunion, Oropus oder Samothrake den Blick über See und Gebirge schweifen lassen. Ein Blick ist immer schöner als der andere.

Wie muss dies erst gewesen sein, als alle diese Tempel in ihrer vollen Schönheit glänzten, die Wälder und Haine ringsum im Grün prangten und bequemere Wege zu den herrlichen Punkten führten, auf denen frohe und hoffende Menschen wanderten. Verwechseln wir bei der Beurtheilung der Alten nicht vielleicht

das sinnlich gesunde Gefühl für Naturschönheit oft mit dem falschen Pathos einer anerzogenen Sentimentalität, wenn wir buchgerecht Natur schwärmen?

Und wie ist das Sanatorium des Apollo Epikurios bei Bassae, welches sich an Stelle eines uralten Heiligthums befindet, in der reinen Luft des Hochgebirges geeignet, Gesundheit zu bringen! Gegen Norden erhebt sich ein Höhenzug, den man in 15 bis 20 Minuten ersteigen kann und der die Tempelanlage gegen die unmittelbare Wirkung des Nordwindes schützt. Von dieser Höhe überschaut man dann ausser dem Süden und Osten auch den ganzen Norden des Peloponnes, ein Rundblick so umfassend und wundervoll, wie man ihn nur selten treffen kann, besonders auch dadurch fesselnd, dass sich ringsum auf den begrenzenden Gebirgen über der Waldzone die Gipfel mit ihren Schneebedeckungen scharf gegen das reine Blau des Himmels abhoben.

Eine Quelle befindet sich erst weiter unterhalb, so dass die alte Wasserversorgung nicht ganz klar ist. Die Wanderungen im Peloponnes werden jetzt durch den Mangel an Wegen erschwert. Wohl giebt es ein von Tripolis ausstrahlendes System von Staatsstrassen, die aber bis jetzt erst zum Theil angelegt, zum Theil jedoch technisch ganz verunglückt sind. Im Inneren fehlen meist Wege ganz. Hirtenpfade müssen sie ersetzen und oft muss man ganz ohne sichtbare Wege sich zurecht finden. Bei den meisten Wegen sollte die Warnung des Dorfschulzen stehen: dies ist eigentlich kein Weg, wer es aber doch thut, hat es sich selbst zuzuschreiben; unser Führer, Angelis Kosmopulos, ein kräftiger Albanese und der beste Peloponnes-Führer, wusste aber immer Rath.

Wunderlich sind auch für uns die Bahnen in Griechenland. In Patras lernten wir schon am ersten Tage in dem Schnellzuge nach Athen ein merkwürdiges Beförderungsmittel kennen, welches unsere Tertiärbahnen stark in den Schatten stellt. Unsere jungen

Leute machten sich fast bei jeder Station den Scherz aus den „Fliegenden Blättern", neben dem Zuge Blumen zu pflücken oder irgend einen Unfug zu treiben, sie kamen doch immer noch rechtzeitig in den bereits in Gang befindlichen Zug. Später lernte ich auch noch die anderen Strecken des Bahnnetzes kennen, und stets war die Schnelligkeit dieselbe, so dass ich die drei geheimnissvollen Buchstaben an den Wagen ($\pi$ $\alpha$ $\pi$), was angeblich Piräus, Athen, Peloponnes heissen soll, als Ausdruck der Schnelligkeit glaubte deuten und mit peu-à-peu wiedergeben zu dürfen. Diese Bahn brachte uns dann endlich, zwar nicht nach der Kasernenhofblüthe „peu-à-peu wie ein Donnerwetter" auch wirklich nach Athen. Bezeichnend für die Schnelligkeit war es auch, dass, während an allen Stationen furchtbar gebummelt wurde, man uns in Korinth, der Mittagsstation, kaum Zeit liess, fertig zu essen; die Schnelligkeit immer an der falschen Stelle.

Der Lage nach ist auch der Tempel der Despoina in Lykosura so eine Art Sanatorium. Der ursprüngliche Bau dieser Stadt soll in die Pelasgerzeit hinabreichen und war der älteste Sitz der arkadischen Könige. Hier ist durch Quellen überall Gelegenheit zur Wasserversorgung. Weniger günstig trafen wir es in Samikon, dessen Alter ebenfalls sehr weit in die minysche Periode zurückreicht. Hier müssen Cisternen für das Wasser gesorgt haben. Wir waren, als wir in Samikon zwischen Dorngestrüpp etwas ungemüthlich lagerten, genöthigt uns aus der Ebene ein recht schlechtes Wasser durch Maulthiere heraufholen zu lassen. In der fruchtbaren Ebene westlich von Samikon finden sich zwischen dem Lande und einigen niedrigen Schwellen, welche ähnlich den Nehrungen in Ostpreussen sich ausnehmen, in starker Versumpfung begriffene Brackwasser-Seen. Das Wasser in dieser Ebene ist überall sehr schlecht, so dass hier Wechselfieber häufig sind. Der Weg von Samikon zur Fähre über den Alpheios nach Olympia

führt an dem Felsen von Typäon vorbei, von dem Frauen abgestürzt werden sollten, die unerlaubter Weise den Festspielen zusahen.

Hier dürfte wohl der Platz sein, um einige Bemerkungen über die jetzigen Bewohner des Landes zu machen.

Die alten Hellenen waren, wie ihre Vorgänger, die Pelasgo-Achäer, baltisch-thrakischen Stammes, der Mehrzahl nach ausgesprochen langschädelig, blond und blauäugig und wohl auch von der Durchschnittsgrösse der Germanen von 1,70 bis 1,73 m. Wenigstens glaube ich nach den in Mykenae und Thorikos gefundenen Skeletten die Länge der Lebenden auf 1,68 bis 1,80 m schätzen zu dürfen: dies gilt allerdings nur für die Herrschergeschlechter. Diese äusseren Zeichen der edelen nordischen Herkunft blieben dauernd so geachtet, dass die Kunst Götter und Helden nur mit diesen Zeichen der hellen „Complexion" darstellte. Die Bemalung der Statuen, wie man sie im Akropolis-Museum, an den Tanagrafiguren und in einer Frische, als seien sie eben fertig geworden, an dem Alexander-Sarkophag in Konstantinopel sieht, zeigen weisse Haut, blaues Auge und schwedisch blondes Haar. Im Volke waren natürlich bei dem regen Verkehr an allen Küsten vielfache Mischungen vorgekommen, jedoch überwog das arische Element dauernd. Die Schädel, welche ich aus der hellenischen Zeit im anthropologischen Institute der Universität bei Herrn Dr. Stephanos sehen konnte, hatten mit wenig Ausnahmen einen Index unter 80 und einen ausgesprochenen germanischen Typus; die Rasse der Hellenen war langschädelig. Bei dem regen Verkehr mit Süditalien, wohin die Langschädel der dunklen kleineren, ligurischen Rasse sich vor der keltisch-römischen Einwanderung hatten zurückziehen müssen, müssen allmählich reichliche Vermischungen mit diesen dunklen Langschädeln eingetreten sein. Trotzdem hält sich das helle Element während der ganzen Blüthezeit Griechenlands trefflich und Thukydides rühmt sich ausdrücklich, mütter-

licherseits von thrakischen Edelingen abzustammen. Noch nach Christi Geburt beschreibt Polemon die Griechen als blond und noch im 5. Jahrhundert vor der grossen Slavenfluth nennt Adamantius die Hellenen von reiner Abstammung grosse Leute von heller Hautfarbe und blondem Haar. Wie es mit der Schädelform bestellt war, wissen wir aus diesen jüngeren Zeiten leider nicht.

Aber die reine griechische Rasse fand später keinen Ersatz vom Norden her aus der thrakischen Urheimath, sondern die späteren nordischen Eindringlinge waren, von der zu geringfügen Beeinflussung durch Gothen und Kelten abgesehen, entweder stark mongoloid durchsetzte Slaven oder gar reine Mongoloiden. Der Name der Thrakier verschwindet in der Zeit der Völkerwanderung, das Volk geht zum Theil wohl in den Gothen auf, zum Theil zieht es sich in das Gebirge zurück und die alten Thrakier und Illyrier bilden sicher der Rasse nach den Stamm der echten Albanesen. Die Albanesen aber können wegen dieser Durchkreuzungen aller möglichen Rassen von Anfang an nicht mehr reine blonde Langschädel gewesen sein. Soweit die griechischen Rekruten albanesischer Herkunft ein Urtheil gestatten, muss man nach Untersuchungen von Dr. Stephanos zwei ganz verschiedene Rassen unter den Albanesen unterscheiden, wenn man die Abstammung nach den Familien und Namen zu Grunde legt. Dabei ergab sich die überraschende Thatsache, dass die Albanesen türkischer Herkunft einen Schädelindex weit über 80 hatten, also rundköpfig und ausserdem stets dunkel waren, die Albanesen reiner Herkunft jedoch grösser waren, einen Index unter 80 hatten, also langschädelig und heller waren.

Geht man nicht so sorgfältig vor, so wird der Index der Albanesen heraufgedrückt und das Gesammt-Volk erscheint rundschädelig mit einem Index über 80. Ich hatte mich um diese Ermittelungen deshalb so bemüht, weil ich bei

den echten Albanesen des Peloponnes vorwiegend Indices unter 80, also Langschädel im weiteren Sinne des Wortes, oft ausgesprochen germanischen Typus des Schädels und ausserordentlich viele blauäugige gesehen hatte, die meist auch ein helleres Haar hatten. Das Haar war häufig blond bis hellbraun. Waldeyer rechnet im Sinne der Rassenbestimmung die hellen Nuancen von Braun, da sie bei anderen Rassen nie spontan vorkommen, mit Recht der hellen „Komplexion" zu.

Im Gegensatze zu Virchow, der die Albanesen ein rundköpfiges Volk nennt, muss ich auf Grund eigener Untersuchungen und der Ermittelungen von Stephanos sagen, dass die Rassen-Albanesen ursprünglich und zum Theil noch jetzt deutlich erkennbar der nordischen langschädeligen hellen Rasse angehören. Aber sie sind stark mit anderen Rassenelementen durchsetzt, die sich bei den Neugestaltungen der Nationen auf dem Balkan nach der Völkerwanderung und der Türkeninvasion der albanesischen Sprache angeschlossen haben.

Wenn man von einer Methode, mag sie an sich so gut sein wie sie will, bei unrichtiger Gelegenheit Gebrauch macht, so kann sie uns keine richtige Antwort geben. Die Anthropologen haben sich aber eine Zeit lang von der vergleichenden Sprachforschung vollständig irre führen lassen. Ein nur englisch sprechender Neger ist doch deshalb kein Germane und ein nur albanesisch sprechender Rassen-Türke kein Arier. Indem man diese Dinge — Rasse und Rassenwanderung im anthropologischen Sinne, Sprachausbreitung und Wanderung der ethnischen Gruppen und Sprachvölker — meist bunt durcheinander wirft, verwirrt man nur.

Es giebt Anthropologen, welche, weil man unter den ugrofinnischen Magyaren, Finnen, Lappen blonde und blauäugige Individuen trifft, meinen, dass diese Zeichen keine arischen Merkmale sind, und ähnlich ist durch eine solche missverständliche Auffassung auch die Frage der Schädelbildung oft ganz

verworren gemacht worden. Da es ausser der arischen nie eine helle „Komplexion“ gegeben hat, da alles, was jemals seit der Eiszeit aus Asien gekommen ist — die Wanderungen der langschädeligen Semiten darf ich hier ausschliessen — zu den dunklen Rundschädeln gehört, so können wir doch nur nach den in allen Naturwissenschaften bewährten Regeln vorgehen und müssen uns fragen, woher kommt es, dass in einer Rasse dunkler Rundschädel Blonde, Blauäugige und Langschädel auftreten, woher kommt es, dass unter ursprünglich hellen Langschädeln dunkle und Rundschädel auftreten? Dann werden wir auch die Mischungen und das durch Vererbung und Auslese geänderte spätere Verhältniss der Rassenelemente in einem Ethnos, einem Volke, einer durch Sprache, Kultur und Religion zusammengehaltenen Nation unbefangen beurtheilen und Jedem das Seine lassen können. Wir sehen dann aber sofort, dass stets Sprache und Religion eben so oft, vielleicht öfters der Rasse nach Zusammengehöriges trennen, wie sie Fremdes fest zusammenschliessen.

Wir sehen unter unsern Augen sich auf dem Balkan jetzt wieder einmal, wie früher schon so oft, die grossartigsten ethnisch-anthropologischen Probleme abspielen. Arische Thrakier wurden von arischen Gothen, von mongoloiden Hunnen, Avaren, Bulgaren, Türken, von arisch-mongoloid gemischten Süd Slaven durchsetzt. Die den Türken der Rasse nach nahestehenden Bulgaren haben sich in der Sprache fast ganz slavisirt und könnten deshalb wohl etwas lehren. Heidenthum, Christenthum, Muhamedanismus machen sich die Seelen strittig. Griechische, römische, arabische Kultur ringen mit slavischer und bulgarischer Unkultur.

Ueberall bleibt etwas hängen. Wie bei den Germanen tritt zeitweilig die Rasse und die Sprache zurück gegenüber der Religion. Türke ist jetzt nicht, wer dem Turkvolk angehört, sondern wer Muhamedaner ist, Armenier ist der Christ

bestimmter Richtung, Grieche ist der Orthodoxe, Jude ist der Bekenner der mosaischen Religion. Man sieht blonde langschädelige Türken, deren Wiege in Mecklenburg gestanden haben könnte, fanatisch den dunklen rundschädeligen Armenier verfolgen, der der Rasse nach dem Turkvolke angehört oder Alarodier ist.

Mit der Sprache ist es aber ganz ähnlich. Das Griechische konnte seine durch eine grosse Kultur-Vergangenheit erlangte mächtig assimilirende Fähigkeit den Nachbarvölkern gegenüber geltend machen, auch als es politisch längst keine Rolle mehr spielte. Es war die Kirchensprache, welche alle östlichen Christen einte. So haben die Griechen die Albanesen, die Aromunen oder Süd-Rumänen und die Bulgaren assimilirt und erst seit Kurzem haben diese Sprach-Völker von überaus ähnlicher Rassenmischung angefangen, ihre Sprache gegenüber dem Griechischen mehr zur Geltung zu bringen, und sie benützen dazu in erster Linie die Sonderung ihrer Landeskirchen von der griechischen.

Die Slaven, welche als östlichste Arier am frühesten und innigsten mit Mongoloiden durchsetzt waren und die auch jetzt überall, besonders aber die Süd-Slaven, mehr Sprach- als Rassen-Slaven sind, kamen während der Völkerwanderungszeit in Streifzügen auch nach Nordgriechenland, während 577—584 überflutheten sie ganz Hellas und wurden von den zu Hülfe gerufenen Avaren verdrängt. Nach der grossen Pest von 746/47 nahmen Slaven von Neuem das Land in Besitz, wobei sie sich besonders im Peloponnes festsetzten. Nur die Städte hielten sich, aber die Städter waren auch keine reinen Griechen mehr, sondern stark mit ligurischen Elementen durchsetzt, aus welcher Mischung sich die Levantiner entwickelten. Allmählich verloren die Stadtgriechen alles Charakteristische und wurden ihren Vorfahren immer unähnlicher.

In der Mitte des 14. Jahrhunderts kamen zum ersten Male grössere Schaaren von Albanesen oder Schkypetaren nach dem Peloponnes; die zweite grosse Einwanderung derselben vollzog sich seit 1770. Nur im Hochgebirge des Taygetos hielten sich die Nachkommen der alten Griechen etwas reiner als Maniaten oder Mainoten. Nachdem die griechische Sprache mit Hülfe der Kirche ihren assimilirenden Einfluss auf alle diese eingewanderten Elemente ausgeübt hatte, wurden die neuen Freiheitskämpfe gegen die Türken fast nur von den Maniaten, den mit Taygetos-Slaven gemischten Nachkommen der Eleatherolakonen, und von Albanesen geführt und diese Stämme stellen auch die besten Soldaten Griechenlands.

Während die Neugriechen im Durchschnitte klein sind, haben die Maniaten und Albanesen annähernd unsere Durchschnittsgrösse. Man sieht die Männer vielfach 1,70 m gross und etwas darüber. Die Evsoni der königlichen Leibgarde schienen mir meist zwischen 1,70 bis 1,80 m gross zu sein. Noch grössere Leute habe ich, vielleicht nur zufällig, nicht zu sehen bekommen. Nur einmal in Chalkis sah ich einen Offizier, dem Typus nach Maniate, der etwas grösser war als ich und vielleicht 1,88 bis 1,90 gehabt haben könnte. Auffallend kleine Leute sieht man unter den Albanesen auch nicht und wenn, so sind es wohl Leute anderer Rasse. Ein solches angeblich „albanesisches" Individuum, welches durch seinen „Judentypus" auffiel, vielleicht eine Erinnerung an die Türkenzeit darstellte, war durch seine ganze Gesichts- und Schädelbildung und einen Index von 91,3 sofort als einer anderen Rasse zugehörig erkennbar. Dass gelegentlich einmal echter Riesenwuchs vorkommt, sah ich im anatomischen Institute der Universität zu Athen bei Professor Nicolaides, einem Studienfreunde vom physiologischen Institute in Berlin. Derselbe besitzt das Skelett eines Griechen, der im Leben ca. 2,25 m gemessen haben muss.

Die Griechen sind im Kleinkriege des Gebirges vielleicht

ganz gute Soldaten, wozu ihre Genügsamkeit viel beiträgt. Aber gegen europäische Truppen sind sie bei ihrem Mangel an Disziplin sehr geringwerthig. Die Türken haben mir als Soldaten viel mehr gefallen, während es bei der Marine gerade umgekehrt war. Viel trägt zu diesen Zuständen der Umstand bei, dass die Soldaten auch politische Wähler sind und Offiziere oft als Kandidaten für das Parlament auftreten. Zu welchem Unfug das führen muss, kann man sich leicht vorstellen. Das kann auch der überspannte Nationalstolz der Griechen nicht gut machen.

Bis vor zwei Decennien etwa hielten sich die anderen Griechen von den Albanesen gesondert, während jetzt stärkere Mischungen eintreten, die zu einer vollständigen Verschmelzung der Stämme führen werden. Sind die Griechen schlau, verschlagen und unzuverlässig, so sind die Albanesen einfacher, sittenstreng und körperlich tüchtig, so dass diese nordische Einwanderung wie im Alterthum für die Wiederaufrichtung Griechenlands die grösste Bedeutung hat, weil herunter gekommene Völker sich nicht durch Wissen und Schlauheit, sondern durch straffe körperliche Zucht und höhere Sittlichkeit aufrichten. Im Durchschnitte aller Rekruten fand Ornstein nur 5 % blauäugige, von denen die Hälfte auch blond im strengen Sinne war. Bei den Albanesen sind entschieden sehr viel mehr helle und geradezu auffallend war mir die Zahl der hellen Leute bei der Palikaren-Leibgarde des Königs, den Euzonen oder Evsoni, den Wohlgegürteten, die sich vorwiegend aus Albanesen und Mainoten ergänzen.

Einige Philologen, die kritiklos für die Griechen schwärmten, glaubten wegen der jetzt von allen in Griechenland Wohnenden gesprochenen griechischen Sprache, dass die heutigen Griechen Nachkommen der alten sein müssten und die fremden Rassen fast bedeutungslos seien. In Wirklichkeit ist es der Rasse nach umgekehrt und wirkliche Nachkommen der alten Griechen

giebt es kaum noch. Selbst die reinsten, die Mainoten, sind slavisch durchsetzt. Aber der durch die Kirche gesicherte Kultureinfluss der griechischen Sprache hat Alle deren Banne unterworfen und die Gründung vieler Schulen setzt dies erfolgreich fort. So nennen selbst die griechischen Albanesen jetzt Schliemann Sliemann und Schumann Sumann. Aber dass die Griechen keine Slaven sind, wie Eduard Engel sagt, weil sie kein sch und sonstigen slavischen Zubehör von Zischlauten haben, verräth ein vollständiges Verkennen der Sachlage. Engel knüpft diese Bemerkung nämlich merkwürdiger Weise an seinen Besuch von Charwati an. Dieses Dorf bei Mykenae ist aber ein reines Albanesendorf. Die Albanesen haben wie die Griechen, Engländer und die alten Gothen des interdentale $\vartheta$ = hartes th und $\delta$ = weiches th, aber auch das cerebrale š und ž, d. h. das harte und weiche slavische sch. Und ganz haben sie es noch nicht verlernt.

In Griechenland wird man sehr selten angebettelt. Uns war es eigentlich nur in Korinth und in Charwati passirt und im letzteren Orte liefen uns die Kinder nach, wobei sie schisch oder kschisch riefen, was, wie sich bald herausstellte, bakschisch heissen sollte. Aber das sch oder š war sehr deutlich. Unsere Führer nannten Wein nie krasi, sondern stets kraschi, wobei jedoch sch mehr wie ž ausgesprochen wurde. Dass auch die Sprache sonst sehr viel aus dem Slavischen und Albanesischen aufgenommen hat, hört man deutlich. Gerade das erschwert dem klassisch vorgebildeten, durch das Fegefeuer eines deutschen Gymnasiums durchgegangenen Menschen das Neugriechische noch mehr als unsere komische neuhochdeutsche Aussprache des alten Griechisch. Die modernen Litteraten allerdings täuschen uns über diese Dinge systematisch, weil sie das geschriebene Griechisch so stark dem antiken zu nähern versuchen, dass vorläufig ein schwer überbrückbarer Gegensatz zwischen gedrucktem und gesprochenem Griechisch besteht.

In Bezug auf diese Punkte gestatte ich mir noch folgende Bemerkungen:

Das Wort für Wein wird wie bei den Alten Oinos geschrieben, aber Krasi gesprochen. Die Alten tranken den Wein mit Wasser gemischt, und so diente schliesslich das Wort für Mischung in verballhornisirter Form als Ausdruck für Wein, auch wenn derselbe unverdünnt getrunken wird, wie es jetzt mit dem geharzten Weine stets geschieht; man könnte mit König Ludwig sagen: „Bei den Hellenen war That, aber wir (nämlich wir Neugriechen) reden davon!“ So ist jetzt der Ausdruck Psomi für Brod von der Form hergenommen, in der das Brod gemacht wird, und als einer unserer Klassiker auf dem Schiffe später einmal vom Kellner hydor ton odonton — was Wasser für die Zähne heissen sollte — forderte, statt nero, bekam er kein Wasser, aber das helle Auflachen der Umgebung, als sie endlich seine Forderung begriff, belehrte ihn, dass man in dieser Welt mit klassischer Bildung allein nicht weit kommt.

Die Aussprache nach Erasmus, wie wir sie auf dem Gymnasium lernen, ist bestimmt in der Hauptsache ganz falsch, und neuhochdeutsch haben die alten Griechen sicher nicht ausgesprochen, aber sie ist immerhin in einigen Punkten auch richtiger als der Itacismus der neugriechischen Aussprache des Altgriechischen. Das ϑ und δ, welche dem scharfen und weichen th der Engländer fast ganz entsprechen, sind sicher nie wie t und d gesprochen worden und aus Unkenntniss dieser Verhältnisse haben wir ja sogar aus den alten Göthen (das th ist dabei ganz wie ϑ oder englisches th) Göten statt Godden oder Gudden gemacht, ohne Rücksicht auf die Lautverschiebungen unserer eigenen Sprache. Wie soll da die neuhochdeutsche Sprache leitend für die richtige Aussprache des alten Griechisch sein können? Das Gamma wird bald ähnlich dem gutturalen Ch der Alamannen und Chatten bald wie das

weiche g der Rheinfranken gesprochen, aber niemals wie das harte, schlesische g, welches wir dafür lernen müssen. Dagegen wurden die Diphtongen, wie aus den vielen orthographischen Fehlern in Inschriften hervorgeht und wie für die Identität der Aussprache von oi und i die klassische Ueberlieferung des delphischen Orakels beweist, wo der alte Dreifuss durch sein Mauscheln mit loimos und limos Unheil anrichtete, schon frühzeitig in den Dialekten verwischt, und auch bei uns können ja nur die Schwaben die Diphtongen richtig aussprechen, während ein Norddeutscher gar kein Ohr dafür hat. Dagegen wurde sicher η früher weder wie ι noch wie ĕ ausgesprochen, und noch heute blöken die Schafe in Griechenland wie zu Zeiten Homer's ihr bäh! bäh! und nicht wih! wih! Dass die neugriechische Aussprache keinen Spiritus kennt statt der beiden der klassischen, ist wohl nur eine Perfidie der Sprachentwickelung.

Wenn dann ein Itacist wie Philadelph die Deutschen mahnt: „Geben Sie dem Hermes von Olympia seine wirkliche und göttliche Sprache zurück!" so muthet uns das doch fast an wie Don Juans Aufforderung an den steinernen Gast. Aber bei todten Sprachen kommt es ja schliesslich auf das mehr oder weniger falsche Aussprechen nicht so genau an, und so würde sich die schon von Reuschlin für das Altgriechische empfohlene neugriechische itacistische Aussprache empfehlen, damit unsere Knaben wenigstens aus der Schule mit etwas auch praktisch Brauchbarem über die griechische Sprache in's Leben treten, so lange sie noch mit Griechisch auf den Mittelschulen geplagt werden.

In Weilburg neckte uns unser Lehrer des klassischen Griechisch, unser lieber alter Professor Krebs, immer damit, dass er uns vorhielt, die Nassauer könnten am Ende das n „nit ausspreche". Er selbst konnte es natürlich auch nicht, und so stellte jedesmal ein homerisches Gelächter den An-

schluss an den Klassicismus wieder her. Wie würde der alte Herr sich gefreut haben, wenn er gehört hätte, dass seine lieben Griechen ausser dem n am Ende auch s und noch sehr viele andere Buchstaben und ganze Silben nicht „ausspreche könne", so dass die Griechen die wahren Nassauer des Orients sind.

Nach dieser Abschweifung möchte ich noch das Sanatorium von Oropus erwähnen, dessen Lage in Fichtenwäldern mit einzelnen mächtigen Eichen geradezu herrlich ist. Der Blick schweift über die Meerenge hinüber bis zum Schneegipfel des Delph auf Euböa. Das Wasser wird einer schönen Quelle entnommen und wurde in Thonröhren zu einem Bade geleitet und zwar getrennt zu einem Männer- und einem Frauenbade, während an anderen Orten für die Frauen nichts geschehen zu sein scheint.

Sehr charakteristisch für die jetzige Parlamentswirthschaft ist Folgendes. Bei diesem Heiligthum des Amphiaraos war ein Tempel, dessen Säulenreihe vollständig erhalten war, so dass man an dieser Stätte den Oberbau des Theaters und die Vorrichtungen für den deus ex machina erkennen konnte. Ein Bauer in der Nähe war dem Tempelwächter nicht grün, weil er selbst diesen Posten haben wollte. Er stürzt also in einer Nacht alle Säulen um, um die Unzuverlässigkeit des Wächters zu beweisen. Das war ungefähr zwei Jahre vor unserem Besuche im Mai 1896, so dass ich nichts mehr von der schönen Anlage sah, als die zertrümmerten Säulen und die Marmorsessel.

Dieser niederträchtige Lump hätte nun eine exemplarische Strafe verdient, aber er steckte sich hinter den Abgeordneten, für den er agitirt hatte, und es geschah ihm gar nichts. So sorgt Griechenland gelegentlich für die Erhaltung seiner herrlichen Kunstschätze. In Bezug auf innere Zustände gestatte ich mir auf Grund meiner Beobachtungen noch einige Bemerkungen.

Eine sehr beneidenswerthe Stellung hat die königliche Familie in Griechenland nicht. Als vor Kurzem der König einmal von seinem Vetorechte Gebrauch machte, gaben ihm die Zeitungen sofort zu verstehen, dass er jetzt gehen könne, da er nicht als Rechts-, sondern nur als Repräsentationsperson da sei. Wie oft habe ich von Griechen gehört, dass sie sich nur als Republikaner fühlen und dass Griechenland eine Republik mit einem Könige an der Spitze sei. Und doch giebt es vielleicht kein Volk, welches für Selbstregierung so unreif ist wie das griechische.

Bei der kolossalen Zerfahrenheit der Griechen in der Politik, bei dem vollständigen Fehlen aller klaren Ziele, bei der räumlichen Trennung und Zerstreuung an den Ufern des Mittelmeeres haben die Griechen für ihre nationalen Einigungsbestrebungen mit ganz anderen Schwierigkeiten zu kämpfen als die Italiener. Würden die Letzteren ohne eine national einigende Dynastie, in der die Einheit ihre sichtbare Verkörperung hatte, ihr Ziel nicht so schnell erreicht haben, so muss das in Griechenland in noch viel höherem Maasse der Fall sein. Die Griechen würden ihre nationalen Ziele sicher viel leichter erreichen, wenn sie ihrer Dynastie ein mehr positives Regierungsrecht einräumten, damit sie wirklich regieren, nicht bloss repräsentiren kann. Dann würde es auch möglich sein, in Griechenland einen brauchbaren Richter- und Beamtenstand zu schaffen, dessen Fehlen der Krebsschaden des Landes ist. Sagte Trikupis schwarz, so sagt Delijannis ebenso bestimmt weiss, und mit dem Tage, wo der eine Parteichef die Leitung der Regierung übernimmt, wechselt er die ganzen Beamten bis herunter zum Nachtwächter. Wie soll da das Land zu einer geordneten Verwaltung kommen?

Die Abgeordneten stehen auf dem Standpunkte, dass man die Stimmen nicht wählen, sondern zahlen muss, und das geschieht, indem sie ihre Agitatoren in Aemter bringen. Die Ab-

geordneten haben also stets ein persönliches Interesse an der Korruption der Beamten, und jede Rechtlosigkeit findet bei diesen „Ehrenwerthen“ ihre Förderung und Unterstützung. In Folge der vielen Bildungsfabrikate, für die keine Nachfrage vorhanden ist, sind die meisten Gelehrten unter den Abgeordneten Advokaten, die gewöhnt sind, vom Streite der Parteien zu leben, und dies im öffentlichen Leben fortsetzen.

Hat die Advokatenwirthschaft auf dem Kontinente schon den Parlamentarismus in Misskredit gebracht, so hat sie in Griechenland das Land auf den Hund gebracht. Ohne diese Advokatenwirthschaft im Parlamente gäbe es in Griechenland nicht mehr Räuber und Verbrecher als in Kulturländern. Nur die absolute Rechtlosigkeit macht viele Leute zu Verbrechern, weil sie schliesslich zur Selbsthilfe greifen müssen. Den sogenannten Räuber, der sich in die Berge flüchtet, weil er sich selbst Recht suchte, wo das geschriebene Recht und seine Vergewaltigung Unrecht schafft, den kann der gesunde Sinn des Volkes nicht für einen Verbrecher halten. Das Volk macht Helden daraus, und die Familien sind oft stolz auf solche Söhne.

Gewöhnliche Strassenräuber hat Griechenland jetzt nur noch in Thessalien, und da sind es nur Walachen, die sich so erniedrigen. Ein Grieche oder Albanese giebt sich so leicht nicht zum gemeinen Wegelagerer her, und derartige Erscheinungen verrathen doch einen sehr guten Kern. Das einsame Hirtenleben in den Bergen macht die Menschen überall zu trotzigen, sturmharten Gesellen, die als ganze Menschen auf ihrem individuellen Rechte bestehen und sich leicht über das geschriebene, ihnen oft ganz unverständlich und dumm erscheinende Gesetz kniffiger Advokaten hinwegsetzen. Wie viel mehr muss das in einem Lande der Fall sein, wo die berufenen Macher und Behüter der Gesetze die oft käuflichen Verächter der Gesetze sind!

Wie die Verhältnisse nun einmal liegen, schlagen die Männer die Zeit todt mit Kannegiessen, jeder Grieche wird nächstens eine besondere Zeitung herausgeben und hat sicher zwei politische Ansichten auf Lager, um immer opponiren zu können. Eine solche Skandalpresse hat kein modernes Land, wie das unglückliche Griechenland. Wie soll da das öffentliche Wohl gedeihen, wie soll da das Land zu Wohlstand kommen? Wie soll da aber auch das Ausland Achtung vor den politischen Wünschen der Griechen gewinnen, wenn man bei ihnen stets nur eine abscheuliche „moral insanity" in den Fragen der Politik und des öffentlichen Lebens trifft?

Die Lüge ist ein uraltes Kampfmittel bei den nationalen und sozialen Bildungen. Aber es hat seine Grenzen. Die Lüge eines Stammes anderen gegenüber ist stets und bei allen Völkern als zulässige Kriegslist gehandhabt worden und hat nie als ehrlos gegolten. Die wegen ihrer Treue berühmten alten Deutschen haben die Römer gründlich angelogen und der grosse Armin hat sich sicher daraus gar nichts gemacht im Gegensatze zu so vielen unserer Schulmeister. Die Franken belogen die Alamannen oder Sachsen und umgekehrt und die Deutschen zusammen die Wälschen. Nur die Form hat sich geändert und wir haben uns an die internationalen Formen so gewöhnt, dass man manchmal meint, die Perfidie sei nur Kulturnationen gestattet, um einfachere Völker zu vergewaltigen und auszubeuten. Lassen diese es sich nicht gefallen und wollen selbst Herren im eigenen Lande sein, so werden sie im Namen der Civilisation und des Christenthums als Lügner erklärt, während es meist doch gerade umgekehrt richtig ist.

Diesem Umstande ist es zuzuschreiben, dass die alten, freiheitsstolzen Kretenser schon den Hellenen als Lügner galten, als sie für ihre Freiheit auch mit List kämpften, und so blieb es als ein Volk nach dem andern sich der werthvollen Insel bemächtigen wollte. So wurden vielfach aber auch die freien

Bergvölker in Griechenland von ihren Unterdrückern beurtheilt und doch lag in dieser Art von Lüge nur das alte Kampfmittel, welches auch unsere Vorfahren nie verschmäht haben.

Anders ist aber stets die Lüge im sozialen Kampfe beurtheilt worden. Nicht nur, dass die Glieder der Sippe, später der Stämme und Nationen einander treu sein sollten, erkannte man auch, dass die Lüge gegen Genossen eine gefährliche antisoziale Waffe ist, und geisselte diese Form der Lüge als unehrlich.

Betrachtet man die Sache von diesem Standpunkte, so machen entschieden die Bergbewohner in Griechenland den Eindruck einfacher, wahrer Menschen und zwar viel mehr als wir es in europäischen Grosssädten gewöhnt sind. Es liegt etwas Ritterliches auch in diesen rauhen Bergbewohnern. Anders ist es bei den Griechen in den Städten und Küsten, welche immer den ersten Puff auszuhalten hatten und deshalb die Kampflüge auch im sozialen Leben nicht lassen wollten. Diese durch die Berührung mit dem Orient und seiner kaufmännischen Schlauheit smarten Griechen sind in der That noch keine Europäer und fühlen das auch sehr wohl und nennen sich selbst stets im Gegensatze zu den Europäern und unsere Neger in den deutschen ostafrikanischen Kolonien bezeichnen die dortigen griechischen Kaufleute direkt als Europäer zweiter Klasse. Hier wäre wohl der Hebel anzusetzen, um die Einsicht der Griechen zu fördern. Die Lüge und Unzuverlässigkeit haben ihre Grenze, wo sie schaden müssen.

Die Griechen haben in Europa nur einen unerbittlichen Feind, und das sind sie selbst mit ihrem Mangel an Selbstzucht. Da die Griechen jetzt 75 Jahre frei sind, könnten sie wirklich anfangen, die Gewohnheiten der Kulturvölker anzunehmen.

Möchte doch einmal dem unglücklichen Lande der Herakles erstehen, der diesen politisch-sozialen Augiasstall aus-

mistet und dem Lande einen unabsetzbaren und unbestechlichen Lehrer-, Richter- und Beamtenstand giebt.

Die Orte für die klassischen Sanatorien waren entschieden besser als die des einzigen neuen. Korfu ist im Frühjahre herrlich für Gesunde. Wie man aber Kranke zum Ueberwintern dorthin schicken kann, ist mir einfach unerfindlich. Diese Windinsel, welche ganz ohne entsprechende Wohnungen ist, eignet sich durchaus nicht für Lungenkranke. Ich muss unsere Aerzte ganz entschieden warnen, Kranke dorthin zu schicken. Nur als Uebergangsstation kann Korfu gelegentlich einmal in Betracht kommen.

Eine zweite Gruppe von Orten umfasst eine Reihe von Kultstätten, bei denen das gymnastische und agonistische Moment für uns das interessanteste ist. Ich werde aber hier auf die Frage des Turnens und Sports bei den Griechen nicht eingehen, weil ich über die neueren olympischen Spiele in Athen 1896 bereits in der Allgemeinen Sport-Zeitung eingehend berichtet habe und dort auch den antiken Sport eingehender besprechen will. Da die meisten Besucher bis jetzt ältere Herren waren, die selbst nie etwas Ordentliches in diesen Dingen geleistet haben und denen auch das genügende umfassende Wissen und Können in diesen Dingen fehlte, so herrschen leider über die einfachsten Dinge noch die grössten Unklarheiten. Ich darf mich aber auch über die hygienisch interessanteren Ermittelungen etwas kürzer fassen, weil bereits Adolf Boetticher in seinem „Olympia“ die dortige von Graeber klar gelegte Wasserversorgung weiteren Kreisen bekannt gemacht hat.

Die Kultstätte in Olympia in der Landschaft Pisa südlich des Kronoshügels umfasste in geschichtlicher Zeit die Altis, den abgeschlossenen heiligen Bezirk mit den Tempeln, und westlich davon das Gymnasium mit Palaestra und Uebungsstadion (ἐπὶ μελέτῃ) für gutes und schlechtes Wetter, östlich davon

das eigentliche Feststadion, die „heilige“ Laufbahn, und den Rennplatz. Während die meisten, vielleicht alle anderen Stadien den attischen Fuss von 30,8 cm hatten oder doch nicht viel davon abwichen, so dass die Länge des Stadions zwischen den Laufschwellen von 600 Fuss ca. 186 m entspricht, war das Stadion zu Olympia 192,27 m lang, der Fuss also 32 cm. Die Griechen betrachteten diese Grösse als Grösse des Fusses des Herakles, der die Länge des Stadions durch Abschreiten bestimmt hatte; nur einer, der erste Sieger im Pankration, Lygdamis aus Syrakus konnte das Stadion auch mit 600 Fuss abschreiten. Daraus kann man auch die Vorstellung der Hellenen von ihrem gewaltigsten Heros rekonstruiren; bei dem herkulischen Typus ist der Mann seine sechs Fuss gross, so dass Herakles also 1,92 m gross war. Uebrigens hat die klassische griechische Kunst ähnlich wie später Michelangelo für den herkulischen Typus die Proportionen der kleinen Muskelprotzen den Proportionen der grossen Athleten vorgezogen, wie ich aus meinen vergleichenden Messungen grosser und kleiner Athleten schliessen muss.

In der Palaestra wurden geübt Ringen, Faustkampf, Pankration und der Hantel-Weitsprung, in der Laufbahn Lauf, Speerwurf, Diskuswurf, so dass demnach von den 5 Uebungen des Pentathlon Sprung und Ringen Palaestra-, Lauf, Speerwurf und Diskuswurf Dramosübungen waren. Der Hantelsprung war unbedingt einfacher Dreisprung mit Anlauf, nicht hop, step and jump, und kann gar kein anderer Sprung gewesen sein; der Speerwurf muss Weitwurf, nicht Zielwurf gewesen sein. Die Reihenfolge im Fünfkampfe ist am wahrscheinlichsten Lauf, Speerwurf, Sprung, Diskuswurf, Ringen.

Noch eine Bemerkung möchte ich mir darüber gestatten, welchen Eindruck Olympia zur Zeit seiner Blüthe auf uns gemacht haben könnte. Da muss ich nun sagen, sicher den einer grossartigen Anlage von National-Museen. Bei der Ueberfülle

von Statuen und anderen Weihegeschenken war bald eine Ueberladung eingetreten, die das reine Moment des Kultus für den Anblick zurücktreten lassen musste. Man macht uns oft Vorwürfe, dass wir nicht verständen, die Kunst in den Dienst einer höheren Idee zu stellen, sondern die verschiedenartigsten Dinge in Museen anhäuften. In Folge der Trennung kulturell zusammengehöriger Dinge, die zur besseren Belehrung in den Einzelheiten vorgenommen wird, reissen wir allerdings Skulptur, Malerei, Kunstgewerbe auseinander und geben keinen richtigen Einblick in die verschiedenen Kulturperioden. Auch die besondere Entwickelung durch längere Zeiten hindurch bei einem einzelnen Volke wird dadurch nicht verständlich und übersichtlich gemacht. In dieser Beziehung liesse sich vielleicht mehr thun, um auch neben dem Interesse der Kunsthistoriker die Interessen der Gesammtheit zu befriedigen, die am Leben und Treiben des ganzen Volkes sich mehr erwärmt als an noch so gelehrten Bruchstücken. Der Kunsthistoriker dürfte unbeschadet seiner akademischen Würde oft recht vortheilhaft etwas mehr Kulturforscher sein. Aber sonst ist der Unterschied einer alten Kultstätte und eines modernen Museums doch viel geringer, als man das so oft hört. Dort angebliche Kultstätten für die höchste Verehrung der Gottheit, in Wirklichkeit aber bei den Griechen viel mehr eine Verherrlichung des Menschen selbst, bei uns jedoch Tempel, die dem Göttlichen im reinen Dienste der Schönheit und Wahrheit geweiht sind!

Bei den Gefahren, welchen die Kultanlage durch Regengüsse ausgesetzt sein konnte, war eine sorgfältige Entwässerung vorgenommen. Es sind meist einfache offene Gerinne, die sich zum Theil jetzt verlieren resp. noch nicht vollständig blossgelegt sind, so dass es nicht unmöglich ist, dass sie weiter weg in geschlossenen Kanälen unter dem Terrain weitergeführt wurden. Am meisten östlich wurde das Wasser vom Kronoshügel selbst und der hohen Terrasse der Schatzhäuser abgeleitet.

Dieses zuerst offene Gerinne wurde aber durch den Eingang zum Stadion unterbrochen. Hier haben nun die alten Ingenieure einen regelrechten Dücker angebracht, indem sie das Wasser in einer Thonrohrleitung zuerst senkrecht abwärts, dann unter dem Stadioneingang horizontal und nun auf der anderen Seite wieder senkrecht emporführten bis zur Höhe der anderen Seite. Eine zweite Leitung entwässerte die Osthälfte der Altis selbst, eine dritte die Westseite der Altis. Diese 3 Abwässer-Leitungen gehen nach dem Alpheios, während ursprünglich die letztgenannte und später dauernd die westlich ausserhalb der Altis liegenden Profanbauten direkt in den Kladeos entwässert wurden.

Da diese Leitungen vorwiegend, zum Theil nur Regenwasser zu führen hatten, konnten sie zur Zeit der Feste auch ohne Weiteres zur Zuführung von Trinkwasser benützt werden, um so mehr als diese Feste, die aus den nordischen Sonnenwendfesten hervorgegangen sind, deshalb auch im Süden in die Hundstage und damit in den regenarmen Hochsommer fielen. Es wurden zu diesem Zwecke von Strecke zu Strecke Schöpfbassins eingeschaltet. In dieser Weise ist z. B. das tief liegende Stadion ringsum mit einer Wasserrinne versehen, so dass die Zuschauer überall leicht Trinkwasser bekommen konnten. Das Stadion liegt so tief, dass es wohl eine gesonderte Wasserableitung gehabt haben dürfte, die aber nicht aufgedeckt worden ist.

Die Wasserversorgung geschah in folgender Weise. Kleine Quellbäche, die im Kladeosthale diesem Wildbache zufliessen, wurden gesammelt und in ein Hochreservoir am Kronoshügel geleitet. Von hier aus wurden die Osthälfte der Altis, Stadion und Hippodrom versehen. Für die Westhälfte, die tiefer liegt, war ein Reservoir überflüssig und das Wasser wurde von einer höher im Kladeosthale gelegenen Quelle zugeleitet und zwar ursprünglich in einer offenen Rinne aus hohlen Dachziegeln, die mit Kalkmörtel gedichtet waren, später in einer

geschlossenen Thonröhrenleitung. Die hoch gelegene Schatzhausterrasse musste aber noch gesondert mit Wasser versehen werden. Zu diesem Zwecke wurde am Kronoshügel ein Reservoir angelegt, oberhalb der späteren Stelle der Exedra des Herodes Atticus. Das Wasser für dieses Reservoir erhielt man, indem man in den Kronoshügel zum Erschliessen von Quellen einen Stollen trieb. Von diesem Reservoire wurde auch das hoch gelegene Prytaneion versorgt.

Ausser Quellwasser wurde aber auch Grundwasser verwendet und es wurden 9 Brunnen freigelegt. Eine Art derselben ist zum Theil mit rundem, zum Theil mit viereckigem Querschnitte aus Porossteinen hergestellt und mit Steinplatten abgedeckt. Die andere Gruppe, welche besteigbar ist, ist aus Thonröhren hergestellt. Die kleinen Brunnen mit Durchmesser bis zu 97 cm sind aus gebrannten Thonröhren hergestellt, bei denen geschlossene Ringe vorhanden sind; die grösseren mit einem Durchmesser bis zu 1,35 m sind aus mehreren Ringstücken hergestellt, welche mit Bleiklammern zusammengehalten wurden.

In der Palästra wurde nur eine einzige Badeeinrichtung gefunden, nämlich ein 1,38 m tiefes Bassin; von Badewannen oder Waschtrögen wurde nichts bemerkt, so dass wohl an dieser Stelle, wo der Kladeos so oft gefährlich wurde, Vieles vernichtet sein dürfte.

Die ganze Wasserversorgung war aber dauernd etwas ungenügend, so dass Herodes Atticus, der reiche Schönredner aus Athen, der den Athenern das Stadion erbaute, theils aus Einsicht, theils um dem Cäsar zu gefallen, eine prächtige Leitung anlegte. In einem Seitenthale des Alpheios liess er Quellen fassen und in einer geschlossenen Leitung theils auf Pfeilern eines Aquäduktes, theils in ausgemauerten Stollen ca. 3 km weit in ein Hochreservoir am Kronoshügel führen. Von hier aus konnte noch die südwestlichste Ecke der Altis

mit Wasser versorgt werden mittelst einer auf Pfeilern geführten Leitung. Unter dem Hügel baute er als Abschluss die prachtvolle Exedra an. Ein Becken von 22 m Länge und 3,43 m Breite war von Ehrentempeln flankirt und nach hinten von einem Rundbau abgeschlossen, den Statuen des Kaiserhauses zierten, während ein Marmorstier die Widmung an Zeus darstellte. In dankbarer Anerkennung für diese Wohlthat wurde Regilla, die Gattin des Herodes, zur Priesterin der Demeter à la suite ernannt und konnte so ungestraft den Spielen beiwohnen. Die Römer bauten noch zwei zum Theil gut erhaltene Thermen, die aber nichts Besonderes bieten.

Von Olympia führte uns die Bahn nach Patras, von hier ein Sonderdampfer durch den Meerbusen von Korinth nach Itea und von dort ging es zu der berühmten Mauschelecke des alten Hellas, zum alten Dreifuss in Delphi. Für Homer ist Delphi noch Pytho und der von den Pelasgern aus dem Norden mitgebrachte Sonnenheld tödtete hier den Drachen. Die späteren Umbildungen des Apollomythos darf ich wohl übergehen. Trotz derselben hielt sich die Erinnerung an die nordische Herkunft des Gottes, die durch seine Thiere Wolf, Rabe, Schwan gekennzeichnet ist, sehr lange und nach Herodot wurden wiederholt aus den nordischen hyperboräischen Gegenden Heiligthümer an Apollo geschickt, die von nordischen Männern und Jungfrauen geleitet wurden, die nicht nur nach Delphi, sondern selbst nach Delos gelangten. Da der spätere Apollo aber von Kreta aus beeinflusst ist, wo die nordischen Götter eine Wandelung und Anpassung durchmachten, so darf man natürlich solche direkten Zeugnisse der Zeitgenossen nicht beachten; die Legende von der asiatischen Herkunft der Hellenen und ihrer Götter könnte ja sonst aus dem Leim gehen.

Dass der Sonnengott Apollo mit dem Orakel in Verbindung gebracht wurde, dürfte wohl damit zusammenhängen, dass vorher

hier der Gaia geopfert wurde, wozu das klüftereiche Gestein wohl um so leichter Veranlassung gab, als geheimnissvolle Erdbeben in Delphi überaus häufig sind. Während unserer Anwesenheit erfolgte ein sehr schwaches, in der Nacht vorher soll ein etwas stärkeres stattgefunden haben. Ueberhaupt spielten die Erdbeben bei der Zerstörung der alten Bauten stark mit, so dass ganz ausserhalb der späteren Kriegszüge gelegene Tempel, wie der von Bassae, nur dadurch vernichtet wurden.

Auf der Stätte des alten Tempelbezirkes ca. 570 m über dem nahen Meere stand bis vor Kurzem das Dörfchen Kastri, welches jedoch vollständig abgebrochen ist und dessen Bewohner weiter westlich sich wieder anbauten. Dadurch wurde es der französischen Schule möglich, die Ausgrabungen systematisch vorzunehmen. Es sind dazu gewaltige Erdbewegungen nöthig und man muss staunen, dass die Alten auf solchem Terrain einen ausgedehnten Tempelbezirk und eine Stadt bauen konnten. Zwischen der tief eingeschnittenen, mehrere hundert Fuss steil abfallenden Schlucht im Süden, in der der Pleistos, jetzt Xeropotami hinstürzt, und den fast senkrecht im Norden aufsteigenden, zum Parnass gehörigen gewaltigen Felswänden der Phädriaden oder Glanzfelsen ist ein ganz schmaler, weniger steiler Streifen, der durch Abtragungen, Aufschüttungen und ein ausgedehntes System von Stützmauern in viele kleine Terrassen umgewandelt wurde, um Fundamente aufnehmen zu können. Der Haupttempel hat im Innern ein merkwürdiges Fundament, nämlich einen Rost von mächtigen Steinen, über die dann grosse Platten gedeckt sind. Dieser Rost wurde wohl gewählt, weil vom Felsen herunter in einer kleinen Rinne eine Quelle kommt, welche durch den Tempel durchläuft.

Wo diese Quelle den Tempel durchsetzt, muss über diesem Spalt der Dreifuss gestanden haben. Der berühmte von den Atheniensern nach dem Siege von Plataeae gespendete goldene

Dreifuss existirt nicht mehr, wohl aber sah ich später in Konstantinopel den Träger desselben, die prächtige Bronce-Schlange und einen der Schlangenköpfe. Dass aus diesem Spalt begeisternde Dämpfe aufstiegen, darf wohl bezweifelt werden, da das Gestein dies geradezu ausschliesst, wenn auch Veränderungen in der Tiefe des Spaltes in Folge der Erdbeben ohne Weiteres zugegeben werden können. Solcher Annahmen bedarf es auch nicht, seit wir in der Medizin den gewaltigen Einfluss suggestiver Momente auf den Menschen wieder etwas genauer kennen. Die klugen Priester, welche im Alterthume auch Aerzte waren und in der Psychopathologie über reiche und gute Beobachtungen verfügten, und denen auf der andern Seite eine gläubige Menge gegenüberstand, die alles Unbekannte für Ausfluss besonderer göttlicher Kräfte hielt, nützten einerseits diese Dummheit durch die Zweideutigkeit ihrer Sprüche aus und bedienten sich anderseits der hysterischen Frauen als williger Medien. Zuerst waren es Jungfrauen aus guten Familien und später wurde, weil wohl zu viel Unfug in der Zwischenzeit getrieben worden war, eine ältere Dame als Pythia angestellt.

Bei der Steilheit der Gehänge konnte für das Stadion schwer Platz geschaffen werden und es wurde ca. 400 Fuss über der Strasse auf einer Seitenterrasse angelegt, wo nur wenige Absprengungen nöthig waren, um den Raum von etwas über 200 m zu gewinnen. Als wir in Delphi waren, hatte man dort gerade mit den Ausgrabungen des Stadions begonnen, und wir hatten den Vorzug, am 28. April auch der Ausgrabung der unteren Hälfte der ersten grossen Broncestatue eines Wagenbeiwohnen zu können. Auf den Trümmern des alten, am anderen östlichen Theile tief unten liegenden Gymnasiums steht jetzt ein Kloster. Dieser Gegensatz des alten Gymnasiums und der modernen Klostererziehung ruft mir die gut gemeinten Verse des Königs Ludwig I. von Bayern in's Gedächtniss:

„Wie? Gymnasium nennen die jetzigen Menschen die Stätte,
Wo die Jugend versitzt, ach! wo der Körper verdirbt.
Den Ort, wo er wurde geübt, bezeichnet der Name.
Bei den Hellenen war That, aber wir reden davon."

Besonders interessant war nach der hygienischen Seite die berühmte Quelle Kastalia (Fig. 8). Etwas östlich vom Tempel bilden die Glanzfelsen einen Winkel, indem sie aus der west-

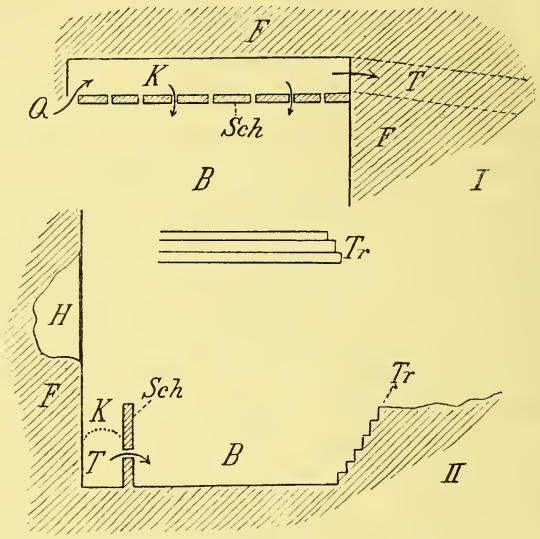


Fig. 8.
Die Quelle Kastalia in Delphi.
I. Grundriss; II. Aufriss.

östlichen Richtung (Rodini) in eine früher Hyampeia, jetzt Phlembukos genannte südöstliche übergehen. An diesem Winkel durchsetzt diese Felsen eine scharf eingeschnittene Schlucht, welche als Bett des Abflusses der jetzt Papadia genannten Kastalia dient. Diese Schlucht fällt steil zum Flusse ab. In dieser Felsspalte stürzt bei Regen und Schneeschmelze ein Wildbach in Kaskaden herab und im innersten Winkel dürfte ursprünglich der eigentliche Quell entsprungen sein. Jetzt tritt ausserhalb des Felsens an mehreren Stellen Wasser aus dem

Boden. Dasselbe wird zur Versorgung der Arbeiter und zum Waschen benützt. Eine begeisternde Kraft, von der allerdings erst Ovid spricht, geht dem Wasser wie im Alterthume ab. Aber es ist in seiner Reinheit und Frische ein köstlicher Trunk nach starker Wanderung.

Man kann die alte Quellfassung genau erkennen, die sehr interessant ist. Die Quellkammer ist aus der östlichen Wand des Felsens (F) derart ausgesprengt, dass zwischen dieser glatten Felswand und dem vorderen Eingang eine brusthohe und handbreite Felsschwelle (Sch) stehen geblieben ist. Diese Schwelle ist von sieben kreisförmigen Oeffnungen durchsetzt. Zwischen Felsen und Schwelle ist auf diese Weise ein Kanal (K) in den Felsen gesprengt und in diesen wurde die Quelle (Q) aus der Schlucht unsichtbar in der Erde geleitet. Aus dem Kanal trat dann das Wasser aus den sieben Oeffnungen in das davor gebildete, durch Treppen (Tr) zugänglich gemachte Bassin (B), so dass es aussah, als entspränge dort unmittelbar aus dem Felsen eine Quelle in sieben Adern. Es war hierdurch eine interessante Täuschung herbeigeführt, die dadurch besonders aufrecht erhalten wurde, dass das überflüssige Wasser in der Richtung des Kanals durch einen von aussen ganz unsichtbaren Tunnel (T) durch den Felsen durchgeleitet wurde; von hier aus könnte das Wasser vielleicht in das Gymnasium geleitet worden sein. Eine kleine Höhle (H) in der Felswand ist später als Kapelle eingerichtet worden.

Das ebenso wichtige Heiligthum des Apollo auf Delos löste dort einen alten Kult der Phönikier und Karier ab und auch dies beweist, dass der Kult des Gottes nicht von Süden nach Norden, sondern umgekehrt gegangen ist. Einst der Mittelpunkt der Kykladen, die man von der Spitze des Kynthos aus überblickt, ist Delos jetzt verlassen, der Wärter der Ausgrabungen ist der einzige dort ständig lebende Mensch; zwei Hunde, ein Schaf und eine kleine Rinderheerde bildeten die

sonstigen Bewohner. Die äussere Machtstellung der Insel ist auf Syra, später auf den Piraeus übergegangen und in der Heiligenverehrung ging die Macht auf die Evangelista Maria von Thinos über, wo jetzt Wunderheilungen vollbracht werden.

In einer von Kynthos herabgehenden Schlucht fliesst bei Regen der Inopus. Das Grundwasser bildet bei etwas höherem Stande drei kleine Teiche, von denen jedoch nur der grössere untere ständig Wasser führt und durch Ummauerungen so hergestellt war, um als heiliger See für die dem Gotte geweihten Schwäne zu dienen. In der Nähe des alten Stadions ist auch eine kleine Quelle. Bei der Unsicherheit dieses Wasserbezuges waren zahlreiche Cisternen nöthig gewesen, auf die der Tempel auf der Höhe des Kynthos allein angewiesen war. Die Beerdigungen fanden im Alterthum auf der Insel Rheneia statt, die jetzt Gross-Delos genannt wird. Auch Geburten sollten auf der Insel nicht vor sich gehen, um die Reinheit des Ortes zu wahren. So wie das Heiligthum des Sonnengottes zu Delos ist wohl noch nie eine Kultstätte in der Beachtung und Verehrung zurückgegangen.

Wenn auch Eretria als Kultstätte wenig Bedeutung hat und das Interesse der Archäologen sich vorwiegend an das Theater knüpft mit seiner kreisrunden Orchestra und dem versenkungsartigen unterirdischen Gange, der durch eine Steintreppe zugänglich ist, welche eine Holztreppe nachahmt, so möchte ich den Ort doch in dieser Gruppe erwähnen wegen des Gymnasiums. In der Palästra bemerkte ich ähnlich wie zu Olympia Reste eines Belages von gebrannten Thonfliessen, die zur Einübung des Dreisprunges dienten. Interessant war die Einrichtung zum Waschen in der Palästra (Fig. 9). Sie bestand aus vier auf einander folgenden Steintrögen mit ovalem Querschnitte, so dass das aus einer Quelle in eine Rinne eingeleitete Wasser nach Füllen des ersten in den zweiten, von da in den dritten und von dort in den vierten Trog

überlief. Von diesen floss das Wasser in kleine flache viereckige Wannen über, die zum Waschen der Füsse dienten, während die grossen Wannen zum Reinigen des übrigen Körpers bestimmt waren. Die Tröge hatten am Boden in der Mitte ein kreisförmiges, durch Zapfen verschlossenes Loch (a) zum Ablassen des schmutzigen Wassers. Aussen waren sie fortlaufend mit den Buchstaben *A B Γ Δ* bezeichnet.

Andere Kultstätten, die ich noch gesehen habe, wie der Athena-Tempel auf Agina, der Poseidon-Tempel bei Poros, in dem sich Demosthenes auf seiner Flucht vergiftete, waren auf Quellwasser angewiesen, ohne dass sich jetzt Näheres nachweisen lässt.

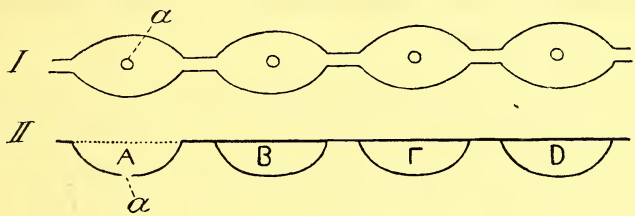


Fig. 9.
Waschbecken in der Palästra zu Eertria.

Nachdem ich bis jetzt wassertechnische Anlagen besprochen habe, die zur Versorgung kleinerer Komplexe dienten, will ich noch einige Anlagen erwähnen, die von grösserer allgemeiner Bedeutung sind. In dieser Hinsicht ist zuerst der Kopaïs-See zu nennen. Ich habe schon früher bei Tripolis und der Argolis erwähnt, dass in Folge der Tektonik des Kalkgebirges sich in Griechenland im Gebirge in verschiedenen Höhen Mulden ohne Abflüsse bilden. Geringere Niederschläge werden dann durch die dolinenartigen Bildungen der Katawothren in die Klüfte abgeleitet. Bei stärkeren Niederschlägen reichen diese Abwege nicht aus und es kommt zu Sumpf- oder Seebildungen gerade wie im Karst.

In dieser Weise ist auch die Ebene von Kopä oder Tapolia beschaffen. Im Osten ist das Becken von Bergen fest begrenzt,

nach den anderen Richtungen verläuft die Mulde flacher. In dieselbe gelangt das Wasser des Kephisos, jetzt Schwarzwasser oder Mavroneri genannt, und einige kleinere Bäche. Das Wasser, welches sich im Winter in grossen Mengen bildet, muss nun durch Katawothren unterirdisch nach dem euböischen Meere abgeführt werden. Dazu reichen aber die 20 oder 23 Katawothren nicht ganz aus und sie versagen in der Regenzeit so, dass sich dann ein See von 24000 ha und darüber bildet, während in der regenarmen Zeit üppige Getreidefelder und Weiden vorhanden sind. Bei diesem starken Wechsel der Befeuchtung ist die sehr fruchtbare Gegend ein berüchtigter Malariaherd, wie deren Griechenland im Kleinen aus ähnlichen Ursachen viele besitzt.

Seit 1883 hat eine französische, später eine englische Gesellschaft durch Deiche und Kanäle den See bis auf einige Sümpfe entwässert und gegen 250 qkm fruchtbaren Boden dauernd gewonnen. Die jetzige Entwässerung erfolgt durch Tunnels zum Likeri-See, von diesem zum Paralimni-See und von dort zum Meere. Hierbei hat sich ergeben, dass bereits die Minyer durch Deiche und Mauern in ältester Zeit dieses Werk durchgeführt hatten. Man kann aus dieser ältesten Zeit drei Hauptkanäle, einen nördlichen, einen mittleren und einen südlichen unterscheiden, welche letztere beiden zuerst vereinigt wurden und dann gemeinsam in den nördlichen Hauptkanal einmündeten. Der Südkanal suchte die Katawothren zu verwerthen und es scheinen auch Erweiterungen derselben vorgenommen zu sein. Diese Arbeiten gingen aber wieder ein und ein Versuch der Wiederherstellung, den Krates aus Chalkis auf Befehl Alexanders des Grossen unternahm, schlug fehl.

Da die Minyer bis in die achäische Zeit zurückgehen, so hat auch hier die neueste Technik nur das Vorbild uralter pelasgisch-achäischer Technik eben wieder erreicht.

Dieselbe Erfahrung macht man aber auch bei griechischen Städten. Ueber Athen ist so viel geschrieben worden, dass ich mich nicht des Vergehens schuldig machen will, Eulen dorthin zu tragen. Ich werde also nur einige Punkte erwähnen, über die noch wenig bekannt ist oder in denen der Techniker mit dem Philologen rechten muss. Im Uebrigen berufe ich mich wegen der Schilderung von Athen auf die Reisehandbücher und will die Stadt im Veilchenkranze ihrer Abends purpurn und violett erglänzenden Berge nicht näher schildern.

Der Boden, auf dem Athen steht, ist sehr durchlässig. Im neuen Athen giebt es keinen bewohnten Bezirk, den man Limni nennen könnte. Im alten Athen war aber ein solcher Bezirk, der auch durch die Pest des Thukydides eine medizinische Berühmtheit erlangt hat. In Folge der Durchlässigkeit des Terrains vermag dasselbe viele Infiltrationen zu übernehmen, ohne übersättigt zu werden, so dass man der Beseitigung der Fäkalien wenig Sorgfalt widmete. Auch jetzt sind im neuen Athen noch viele Sickergruben vorhanden und die Kanalisation macht vielfach einen recht primitiven Eindruck, wenn sie darin auch vom schmutzigen slavischen Prag als der einzigen hygienisch noch ganz rückständigen grossen Stadt des Kontinents noch übertroffen wird. Bei stärkerer Infiltration des Grundes muss aber doch aus örtlichen Gründen an einer Stelle eine wirkliche Uebersättigung möglich gewesen sein, um durch „Emanationen“ einen Seuchenherd zu schaffen, von dem aus sich die Epidemie dann weiter ausdehnen konnte. Dieser Herd muss aber auch in der ältesten Stadt gewesen sein. Nun haben die Ausgrabungen Dörpfeld's in der That Dinge zu Tage gebracht, die mir auch für das Verständniss der Pest des Thukydides von Bedeutung zu sein scheinen.

Dörpfeld hat mit Milchhöfer eine Kontroverse. Der letztere meint nämlich, dass Limni mehr nach Süden liegen müsste, weil einige der grossen Gebäude nicht gefunden seien, während Dörp-

feld die topographische Beschreibung des Pausanias für sich hat und vor allem wegen der in den Augen eines technisch denkenden Menschen entscheidenden Oertlichkeit selbst.

Die Akropolis war schon pelasgische Burg und wurde stets, von kleinen, stets ganz unzureichenden Quellchen abgesehen, durch Cisternen mit Wasser versehen. Die Akropolis blieb aber dauernd auch Citadelle der Stadt und war speziell die Burg der Tyrannen. Es steht aber fest, dass Pisistratus, der zwischen 561—528 mit zweimaligen Unterbrechungen die Tyrannis inne hatte, die erste grosse Erweiterung der Wasserversorgung der Altstadt vornahm. Es ist nun aus taktischen Gründen selbstverständlich, dass sich die Umwohner, die Schutz suchen, da am Fusse der Feste ansiedeln, wo die Burg zugänglich ist. Die Akropolis fällt aber nach allen Seiten steil ab und hat nur einen natürlichen Zugang von Südwest, fast von West in der Mulde zwischen Areopag und Pnyx. Nun gelang es Dörpfeld gerade hier und zwar zum Theil unter, zum Theil neben der jetzigen Strasse eine alte 3,5 bis 5 m breite, mit Prellsteinen versehene Strasse aufzudecken, welche gerade diesen einzigen Weg zur Burg hinauf führte. Dieser mit Nebenstrassen versehene Stadttheil entspricht nun nach den Befunden genau dem geforderten Jahrhundert. Schon damals wurden übrigens Hypotheken auf Häuser aufgenommen. So schuldete Einer dem Periander 1000, der Gemeinde 200 Drachmen.

Zur Entwässerung der Häuser dienten kleine, viereckige, mit gebrannten Platten gedeckte Kanäle, die im spitzen Winkel in den Strassenkanal einmündeten. In der Mitte der Strasse lief ein Kanal von Thonröhren mit eiförmigem Querschnitte, der mit besteigbaren Mannlöchern versehen war. Die Thonröhren sind 35—65 cm lang mit 3,7 cm Wandstärke. Im 4. Jahrhundert war die Anlage aus dem 6. Jahrhundert bereits stark überschüttet, die Strasse entsprechend erhöht und der Schacht zu den Mannlöchern vertieft.

Dieser Stadttheil liegt in einer nach Westen wenig geöffneten Mulde, die aus undurchlässigem Thonschiefer gebildet ist, über dem erst der spaltenreiche Kalk liegt. In Folge dieser Konfiguration trifft man noch jetzt bei 5—6 m Tiefe Grundwasser, und auf einer Strecke von weniger als 1 km Länge wurden bis jetzt 110 Brunnen und zwar sehr flache Brunnen aufgedeckt. Der Durchmesser der Brunnen betrug rund 72 cm; der Brunnenmantel war, wie in Olympia, aus gebrannten Thon-Ringstücken, die mit Bleiklammern zusammengefügt waren, hergestellt und mit einem Kranze von gebrannten Steinen abgeschlossen; die antiken Brunnen waren Schöpfbrunnen.

Dazu kamen einige Quellen des Pnyxhügels, von denen eine durch ihren Wassergehalt bedeutsamer und innerhalb einer kleinen, natürlichen Grotte des Pnyxhügels gefasst war. Dörpfeld glaubt diese Quelle als die berühmte Kallirrhoë ansprechen zu können und zwar, weil sie die einzige grössere Quelle des alten Stadtgebietes ist und dann weil sie nachweisbar mit der Wasserleitung in Verbindung gebracht worden war. Es steht nämlich fest, dass Pisistratus die Kallirrhoë in die Enneakrunos oder Neunröhrige umbaute. Die Philologen hielten bis jetzt eine im Flussbette des Ilissos an einer Felsbarre südlich des Stadions entspringende Quelle für die „Schönfliessende“ und nahmen an, dass hier an Ort und Stelle, nachdem die Quelle durch kleine Stollen in den Felsen reicher gemacht war, ein Marmorvorbau mit 9 Wasserspeiern errichtet worden war. Es ist nur nicht verständlich, wie eine ganz ausserhalb der alten Stadt, eine halbe Stunde von der Burg und der Altstadt entfernte Quelle dieser genützt haben kann.

In der Altstadt am Fusse der Akropolis hat nun Dörpfeld eine grossartige Wasserleitung aus der Zeit des Pisistratus entdeckt. In einer Tiefe von 10—15 Meter stiess man auf einen Tunnel, der mit der Spitzhacke gearbeitet war und der den Hügel der Akropolis durchsetzte, so dass er Wasser aus dem oberen

Thale des Ilissos zuführen konnte. Dieser Kanal ist 110 cm hoch, 50 cm breit mit ebener Sohle, aber von ungefähr ovalem Querschnitte — die Maasse, welche ich angebe, habe ich überall an Ort und Stelle aufgenommen, sie sind also ohne die technischen Korrekturen; auf einige cm können sie also bei genauer Rekonstruktion unrichtig sein, was aber für die Beurtheilung der Anlage unwesentlich ist. Da das Wasser ohne Druck fliessen konnte, so war es innerhalb des Tunnels, wie es scheint, nicht in Thonröhren, sondern direkt auf dem Felsen geleitet. Wo der Felsen weich war, war er mit polygonalem Mauerwerk gesichert. Vom Tunnelausgange an geht das Wasser in grössere innen mit Kalkmörtel gut verputzte Kanäle aus grossen Platten, später in Thonröhren, die von Strecke zu Strecke mit Deckeln verschlossene runde Oeffnungen tragen. Diese Vorrichtung zum Besichtigen und Reinigen der Leitung hat man auch an der berühmten, durch Tunnels weit geführten Wasserleitung des Eupalinos auf Samos gefunden. Bei dem Werthe, den Bronce und Blei hatten, sind die Klammern und Bleiröhren überall entfernt, und man kann deshalb nicht sehen, ob feinste Stränge schliesslich in Metall ausgeführt waren.

Im Tempel des Asklepios war ein Brunnen, der wohl nicht so viel Wasser lieferte, wie für die Heilbedürftigen nöthig war. Dieser Brunnen wurde nun in genialer Weise unsichtbar mit der Wasserleitung verbunden, indem in der Deckplatte eine Röhre ausgebohrt wurde, in die ein Seitenstrang der Leitung führte. Die Leute mussten also glauben, das Wasser des heiligen Brunnens zu trinken, während ihnen Leitungswasser verabreicht wurde. Bei der zunehmenden Verschlechterung der Brunnen durch Infiltration war dieser fromme Betrug zugleich eine hygienische Wohlthat. Darin waren die alten Heilpriester manchen modernen Rezeptschreibern über.

Auch die Quelle am Pnyx wurde in ähnlicher Weise mit einem Seitenstrange der Wasserleitung

unsichtbar verbunden und konnte so regelmässig reichlich Wasser liefern und ihr Ruf, schön zu fliessen, wurde gesichert. Da nun diese Wasserleitung des Pisistratos auf dem Markte dieser Altstadt in einem mehrröhrigen Auslaufe endigte, an dem schöne Löwenköpfe, von denen ein besonders gut erhaltener auffällt, als Wasserspeier dienten, so scheint mir die Ansicht Dörpfeld's, dass diese Quelle am Pnyx die Kallirrhoë sei, gut begründet. Allerdings könnte man auch annehmen, die Kallirrhoë sei eine Quelle im Ilissosthale, die durch den Tunnel in die Stadt geleitet und so zur Enneakrunos des Altmarktes gemacht worden sei. Aber die jetzt so genannte Kallirrhoë kann nach ihrer Lage für die Zeit des Pisistratos überhaupt nicht in Frage kommen und sie liegt viel zu tief, um durch den Tunnel geleitet werden zu können. Das Wasser, welches durch den Tunnel der Altstadt zugeführt wurde, muss weiter oberhalb im Ilissosthale aus Quellen entnommen worden sein.

Wenn man die Konfiguration, den Untergrund und Wasserreichthum der von Dörpfeld aufgedeckten Stadt aus dem 6. Jahrhundert berücksichtigt und erwägt, dass sie an der allein zugänglichen Stelle der Burg liegt, so muss man hier die älteste Stadt, den später berüchtigten Stadttheil Limni sehen. Dass bei einer solchen Beschaffenheit des Terrains schliesslich, wenn die Bewohnung durch den Zuzug vom Lande in Folge des Krieges übermässig anwächst und die Entfernung der Immunditien unzulänglich wird, eine Uebersättigung des Bodens eintreten muss, liegt auf der Hand. Die Emanationen eines solchen Bodens müssen die Widerstandsfähigkeit der Bewohner herabsetzen, ihre Krankheitsanlage erhöhen. Dazu kommt, dass bei der Nähe der Brunnen von den oft unmittelbar daneben liegenden Kanälen für die Ausbreitung der Keime durch Infektion des Trinkwassers Verhältnisse vorlagen, wie sie gleich ungünstig so leicht nicht vorkommen. Die örtlich-zeitlichen Verhältnisse zur

Vorbereitung einer Epidemie waren dort ebenso gegeben, wie die Bedingungen einer Trinkwasserinfektion und diese Ermittelungen dürften zum ersten Male das Verständniss für die berühmte durch Thukydides und Diodor uns überlieferte Pest bieten.

Reste späterer griechischer unterirdischer Wasserleitungen wurden im Ilissosthale noch mehrfach gefunden und die jetzige Wasserleitung vom Hymettos geht unterirdisch im Zuge eines von Hadrian und Antoninus Pius angelegten Tunnels bis zum Reservoir am Lykabettos.

Hygienisch weniger interessant ist es, dass man selbst in Athen statt der Absitze noch vielfach Abtritte findet, wie in Frankreich. Auf dem Lande fehlt selbst diese primitive Vorrichtung meist und man muss — naturalia non sunt turpia — sich irgend einen möglichst wenig beachteten Winkel suchen und ihn vielleicht noch mit Hausschweinen theilen. In Griechenland kann man dem Boden mehr anvertrauen als bei uns.

Aber Unterschiede treten doch auf, wie dies die Auswahl des Platzes für das Königsschloss in Athen illustrirt. König Otto hatte sich für einen Platz entschieden, den sein deutscher Baumeister in der Nähe des sogenannten Theseustempels in der Nähe des von Dörpfeld vor Kurzem entdeckten ältesten Stadttheiles ausgewählt hatte. König Ludwig von Bayern erklärte bei seinem Besuche jedoch diesen Platz für den ungesundesten, der gewählt werden könnte, und schlug einen anderen vor. Nun wurde ein Versuch gemacht, indem an jeder dieser Stellen eine Hammelkeule eingegraben wurde, die der Vorsicht halber durch Schildwachen geschützt wurden. Der alte König hatte Recht und die Hammelkeule beim Theseustempel zeigte schon am nächsten Tage haut-goût, während die andere noch frisch war. So kam das Schloss an seine richtige Stelle und König Ludwig hatte so ausserdem den Bezirk Limni und

den Ort der Pest des Thukydides lange vor Dörpfeld mit der Divinationsangabe des Dichters errathen.

Das Schlachten der Thiere, vorwiegend Schafe und Lämmer, wird in Griechenland und dem ganzen Orient fast öffentlich betrieben, vielfach direkt auf den Strassen. Die Schlachthallen, wie sie in Corfu und Athen sind, entsprechen deshalb unseren Anforderungen sehr wenig. Das Schlachten ist ja allerdings nicht zur Ausbildung für höhere Töchter bestimmt und man ist schliesslich als Hygieniker gewöhnt, auch die Kehrseiten unseres öffentlichen Lebens mit Ruhe sich anzusehen, aber diese Prozeduren könnten in den Städten Griechenlands und der Türkei sicher etwas weniger sinnlich verletzend ausgeführt werden. Schmutz an der unrechten Stelle macht immer einen besonders schlechten Eindruck, da Palmerston schon den Schmutz überhaupt als einen Gegenstand an der unrechten Stelle bezeichnet hat.

Kurz erwähnen will ich noch, dass in Athen selbst kurz nach einem Regen schon starker Staub besteht, der sich öfters in gewaltigen Staubwolken erhebt. Trotzdem ist Tuberkulose nicht häufiger als bei uns, was wohl damit zusammenhängt, dass ein grosser Theil des Lebens sich im Freien abspielt. Für die Augen ist der blendende Kalkschotter anfangs sehr unangenehm und ich musste, als ich auf meinem Mikroskopirauge durch den Staub eine leichte Conjunctivitis weg hatte, wenigstens vorübergehend eine Schutzbrille tragen. Fällt ein solches Moment weg, so gewöhnen sich auch unsere blauen Augen bald an diese Farbe des Kalkes und die hellen Augen sind kein Hinderniss für die Anpassung.

Von Krankenhäusern lernte ich das einfache aber durchaus zweckentsprechende Universitäts-Krankenhaus und das ganz vorzüglich, fast zu luxuriös ausgerüstete Evangelismos kennen, welches unter dem Protektorate der Königin steht. Von hier aus war früher auch eine Schwester zur Ausbildung zu den Vik-

toriaschwestern im Krankenhause Friedrichshain in Berlin geschickt worden, mit der ich während der Choleraepidemie 1892 in Hamburg zusammen war, die ich aber in Folge einer Abkommandirung nicht traf.

Von Athen aus wollte ich Laurion besuchen, um zu sehen, was man in Arbeiterhygiene in der einzigen Fabrikstadt Griechenlands geleistet hat, vor Allem aber, um anthropologische Messungen zu machen, weil dort Arbeiter aller griechischen Stämme vereinigt sind. Alles war mit dem Chefingenieur abgesprochen, als unerwartet der erste Strike dort ausbrach, der meine Absicht ganz vereitelte. Ich musste mich später mit einem ganz flüchtigen Besuche begnügen, der mir zur Beurtheilung kein Recht giebt. Diesen Besuch machte ich bei Gelegenheit des Besuches von Thorikos, wo ein achäischer Grabhügel ähnlich denen von Mykenae aufgedeckt worden ist.

Während ich in Athen war, erhielt ich auch Kenntniss von einer Pockenepidemie in Liwadia am Helikon, welche ich erwähne, um kurz den Stand der Impffrage in Griechenland zu kennzeichnen.

Leider gestattete meine Zeit nicht mehr den Ausflug nach dem Helikon und Theben. Zwei Herren, welche Theben direkt von Delphi aus besuchten, kamen so stark in den Regen hinein, dass sie fast nichts sahen. Insofern hatte ich diesen Umstand also nicht zu bedauern. Immerhin wäre es mir interessant gewesen, die als „Hippokrene“ gedeutete Kryopegadi oder Kaltenborn zu sehen, weil diese Quelle ihre alte hellenische Fassung als Laufbrunnen noch besitzt. Wie die Peirene auf Akrokorinth wird die Quelle einem Huftritte des damals so nützlichen Pegasus zugeschrieben.

Auch die alte Wasserleitung von Theben darf ich wenigstens erwähnen. Die Stadt Theben war im Alterthume durch mehrere treffliche Quellen reichlich mit Wasser versorgt. Nicht so die Burg. Dem Wassermangel derselben wurde durch

eine Leitung von dem fast drei Stunden entfernten Kithäron abgeholfen. Die erste Anlage soll sogar in die Pelasgische Zeit zurückreichen. Die Leitung ist in Tunnels oder Stollen und mit Erde überdeckten Rinnen ganz unterirdisch geführt gewesen.

Die Wasserversorgungsanlagen in Griechenland, welche weit zurückreichen, ehe die Römer auch nur die ersten Anfänge dieser Art zeitigten, sind geradezu geniale Anpassungen an die gegebenen, meist sehr ungünstigen Verhältnisse. Die vielen trefflich ausgeführten Cisternen, die Sorgfalt, mit der die Quellen gefasst wurden, illustriren die Wasserarmuth des Landes. Um kein Wasser zu verlieren und das erquickende Nass in der ursprünglichen kühlen Beschaffenheit zu erhalten, wurde es überall in unterirdischen Leitungen zugeführt, bei denen nicht nur kurze Stollen, sondern selbst lange Tunnels durch die Felsen getrieben wurden. Unterirdische Reservoire dienten an vielen Orten zum Ansammeln des Ueberschusses für die regenarme Zeit und trotz der Schwierigkeit der Wasserbeschaffung trifft man überall einfache, aber ausreichende und fleissig benützte Wasch- und Badegelegenheiten. Wo es ging, wurde auch das Grundwasser in einer Weise durch Brunnen erschlossen, welche die bei uns auf dem Lande und selbst noch in Städten vielfach übliche liederliche Art des Ausbauens der Brunnenwände mit durchlässigen Steinen in den Schatten stellt. Welche Bedeutung man den Quellen in Bezug auf die Qualität zusprach, erhellt am besten aus dem frommen Betruge, der an der Kastalia, an der Pnyxquelle (Kallirrhoë) und am Asklepiosbrunnen in Athen so geschickt inscenirt worden war.

Die Hochschätzung der Qualität und die unterirdische Leitung, welche uns so lange die Kenntniss der hygienischen Technik der alten Griechen entzogen hat, be-

trachte ich als die beiden wichtigsten Kriterien zur vollen Würdigung der Leistungen der Pelasger und Hellenen auf diesem wichtigen Gebiete der öffentlichen Gesundheitspflege. Hierin sind die Griechen den Römern vorausgegangen, welche die ersten kaum ganz erreicht oder übertroffen haben. Eine Anlehnung an fremde Vorbilder ist nirgends wahrnehmbar, überall machen die Anlagen den Eindruck des Originalen und es ist bei einem auch nach anderen Richtungen technisch so hoch entwickelten Volke verständlich, dass es auch bei der Anlage seiner Wasserbeschaffung an den Bedürfnissen selbst die Technik entwickelt hat. Eine gewisse gleichartige Grundlage auch bei weit von einander wohnenden Völkern ist in der Natur der Sache selbst gegeben.

Die Römer sahen mehr auf die Menge und führten ihre Leitungen viel lieber den Augen sichtbar über Viadukte, wenn sie auch Tunnels durchaus nicht vermieden. Diese mehr sinnfälligen Momente haben uns die Anlagen der Römer früher bekannt gemacht, aber auch zu einer Ueberschätzung ihrer originalen Technik geführt, die sich wenigstens bei der Fassung der Quellen und Anlage der Tunnels an die ältere der Griechen angelehnt haben dürfte. Nur in der Abführung der Dejekte sind die Römer von Anfang an energischer vorgegangen, wenn der Beginn hierzu in Athen auch fast gleichzeitig und unabhängig einsetzte.

Die Ausgrabungen in Pergamon haben aber auch gelehrt, dass wenigstens in hellenistischer Zeit die Griechen noch mehr leisteten. Dort haben die Ausgrabungen von Conze, Gräber und Schuchardt die bedeutendste Druckwasserleitung des Alterthums zu Tage gefördert, wie ich einer Arbeit von Giebeler im Gesundheits-Ingenieur, 1896, Nr. 16 entnehme, die mir leider erst nach meinem Frankfurter Vortrage und in Folge desselben durch Herrn Anklam bekannt wurde. Dieses geniale Werk spricht dieselbe eindringliche Sprache, so dass Herr

Giebeler ganz unabhängig von meinen Ermittelungen und fast gleichzeitig die Meinung ausgesprochen hat, dass man die Ansicht von der Inferiorität der Griechen auf diesem Gebiete fallen lassen muss. In der Luftlinie lag die Quelle 30 km von der Burg entfernt und war 800 m höher als diese; aber vor der Burg lagen noch zwei Einsattelungen, deren tiefste 150 m unter der Burg lag, so dass der Druck 800 + 150 m, also mindestens 15 Atmosphären betrug. Die Leitung ist deshalb vermuthlich an der tiefsten Stelle bis zur Burg auf ca. 2 km Länge in Bronce- oder Bleiröhren ausgeführt gewesen. Dieser rechnerischen Voraussetzung entspricht das Fehlen von Röhren auf dieser Strecke und entsprechen auch die Bohrungen der in Stein ausgeführten und mit eingekitteten Steinstöpseln versehenen Doppelmuffen; zwischen den Muffen lagen noch Steinplatten zum Verhindern des Durchbiegens und Ausbiegens der Rohre. Für die obere Zuleitung bis in die Höhe der Burg scheinen im absteigenden Schenkel 190 mm weite starke Thonröhren gedient zu haben; ebenso waren die Leitungen in der Burg und in den Tempeln in Thonröhren ausgeführt.

Ich könnte hiermit schliessen, nachdem ich an vielen Beispielen den unzweideutigen Beweis geliefert habe, dass die Griechen in der Technik der Wasserversorgung treffliche Meister gewesen sind, und ich war deshalb erfreut, noch das bestätigende Beispiel von Pergamon nachträglich kennen gelernt zu haben.

Aber die neueren Ausgrabungen und Reisen haben ergeben, dass auch andere alte Kulturvölker in der hygienischen Technik bereits lange vor den Römern Ausserordentliches geleistet haben und ich will wenigstens einige dieser Ermittelungen ganz kurz anführen[1]).

[1]) Nach Fertigstellung dieser Arbeit habe ich noch vieles Material kennen gelernt durch C. Merkel: Journal für Gasbeleuchtung und Wasserversorgung, 1895, Bd. 38, Nr. 17, Bd. 39, Nr. 4 und 5.

Zunächst erwähne ich den von Seleukos sicher durch griechische Architekten ausgeführten Hafen seiner Residenzstadt Antiochia in Syrien, den berühmten Seleukia Pierria. Der Hafen war durch gewaltige Molen dem Meere abgewonnen und zerfiel in einen Aussen- und Innenhafen, welcher letztere zum Theil ausgegraben zu sein scheint. Zum Baue der Molen dienten 1000—2000 Centner schwere Quadern von Kalkstein! Antiochia wurde aus den Bergen mit einer 2—3 m in die Erde gelegten Wasserleitung versehen, die wie die griechischen und späteren römischen aus Röhren bestand, die aus Steinquadern gebildet wurden.

Als später der Innenhafen zu versanden drohte, bauten die Römer ein Wasserwerk, indem sie ein Thal durch eine Steinmauer sperrten, den Damm durch Schleusen sicherten und das gestaute Wasser des Thales durch eine im Wege stehende Felsparthie durch Tunnels und tiefe Einschnitte direkt in den Innenhafen leiteten. Von der so gewonnenen Wasserleitung wurde dann eine Nebenleitung für Antiochia abgezweigt. Aber die Römer konnten hier auch nur im Geiste die ihnen in der Anlage vorausgegangenen Griechen verbessern.

In Sendschirli im nördlichen Syrien haben v. Luschan und Koldewey Reste einer Wasserleitung der Hethiter gefunden, welche merkwürdige gebrannte Thonröhren aufwies, mit einer trompetenartigen Erweiterung. Später wurden solche Rohrformen in Rom zu betrügerischer Wasserentnahme benützt und erst Venturi hat 1792 diese Konstruktionen von Neuem untersucht.

Noch ein Wunderwerk der Wasserversorgung hat uns Syrien kennen gelehrt. Tyrus war ursprünglich eine Felseninsel, die ca. 700 m vom Festlande entfernt war. Später hat Alexander der Grosse einen Damm an die Insel legen lassen, um die Insel zu nehmen, und an diesen Damm lagerten sich

allmählich so viel Anschwemmungen ab, dass die Insel jetzt zur Halbinsel geworden ist. Die Phönikier haben nun in der unterseeischen Felsbarre, also unter See, einen Tunnel zwischen Insel und Festland gebaut, in dem sie der Insel Wasser vom Festlande zuführten. Dieses Werk ist fast noch erstaunlicher als die Druckwasserleitung von Pergamon und nöthigt uns die grösste Hochachtung vor einer Technik ab, an welche die unserige seit noch nicht 100 Jahren heranreicht, die sie erst seit einigen Decennien übertrifft. Wenn auch die Phönikier auf allen Gebieten in ihren originalen Leistungen früher stark überschätzt waren und sie sich immer mehr in erster Linie als die klugen Händler mit den Ideen Anderer erwiesen haben, so scheint dieses grossartige Wasserwerk doch ihnen ganz zuzukommen.

In Persien liess Artaxerxes I. 465—425 einen durch Eisenklammern befestigten Damm durch den Kuran legen und leitete das durch diese Thalsperre gestaute Wasser durch einen in den Sandstein geschlagenen Tunnel nach der Stadt Shuster. Aber auch noch andere aus dem Alterthume stammende, oft meilenlange Wasserstollen wurden gefunden und die antike Wasserversorgung ist noch heute, besonders zu Bewässerungszwecken die Grundlage geblieben. Jetzt noch ist der Posten eines Wasseraufsehers (Mirab, türkisch Suboschi) ein gesuchter Ehrenposten. Es besteht ein vollständiges Gewerbe der „Mukanni", welche Quellen suchen, Leitungen legen, Brunnen graben, die bis zu 60 m Tiefe getrieben werden.

Im Gouvernement Elisabethpol in Transkaukasien haben Belik und Sester, Beamte des Siemens'schen Kupferwerkes in Kedabeg eine ca. 800 v. Ch. angelegte Wasserleitung vorgefunden, deren Inschriften in chaldäischer Keilschrift gehalten sind, also wohl auf die babylonische Herrschaft zurückgehen können. Diese, von den Türken Semiramiskanal genannte

Leitung besteht aus ober- und unterirdisch in den Fels gehauenen Kanälen, offenen Gräben und Holzleitungen und dient zur Versorgung der Gärten der Stadt Van. Neben der Berieselung dient diese Nutzwasserleitung aber auch bei der Wasserarmuth der Gegend als Trinkwasser.

Wir erfahren so allmählich, dass in Asien unabhängig von Griechen und Römern arische, alarodische und semitische Völker es in der Technik der Wasserversorgung zu einer hohen Meisterschaft gebracht haben. Längst wissen wir, dass die Hamiten in Aegypten darin Staunenswerthes und bis heute Unübertroffenes geleistet haben und erst jetzt planen die Engländer eine Neuanlage im grossen Stile der alten Aegypter.

In Italien und Griechenland haben die uralten Anlagen auch vielfach die Grundlage für die neuesten Einrichtungen gegeben und in Asien würden viele Völker ohne die alten Reste überhaupt keine Anlagen für Nutz- und Trinkwasser haben. Wir können sogar unbedingt behaupten, dass in der eigentlichen Wasserwirthschaft die alten Völker in Aegypten und Asien von der Neuzeit noch immer nicht vollständig erreicht sind. In Verbindung mit sorgfältiger Verwerthung der Fäkalien ermöglichten diese Wasseranlagen blühende Kulturstätten zu gründen und fruchtbare Gefilde hervorzuzaubern, wo jetzt nur noch Trümmer und Wüsten an einen glänzenden Triumph des Menschen über die Natur erinnern.

In einer Zeit, in der eine Exaktheit die andere verdrängt und jeder Tag eine neueste, noch nie dagewesene unfehlbare Panacee zeitigt, ist es ganz nützlich, wenn die Forschung uns auch gelegentlich einmal Dinge zeigt, die geeignet sind, die Eigenliebe einer von Ausartung bedrohten Ueberexaktheit etwas zu dämpfen und uns Achtung vor unseren Vorgängern einzuflössen.

Auch in Konstantinopel wird man überall an die Errungenschaften längst vergangener Zeiten gemahnt. Die heutige Wasserversorgung erfolgt vorwiegend durch eine Leitung, welche von einer Thalsperre im Walde von Belgrad nördlich von Therapia resp. Böjukdere angelegt ist und zwei grosse Bassins bildet für das Regen- und Schneewasser des Winters. Den Fortschritten der Medizin entsprechend hat sich das alte Pharmakia in ein Therapia verwandelt, trotzdem keine Naturheilanstalt in der Nähe ist, die in ihrer Bescheidenheit sich die Kunst des Heilens allein zuschreiben könnte. Diese Leitung versorgt die östlich vom goldenen Horne gelegenen Stadttheile. Das westlich gelegene Konstantinopel, besonders der ganze Osten von Stambul wird jetzt noch durch die alte römische Leitung, die von Hadrian und Valens angelegt ist, mit Wasser versorgt. Das Wasser wird weit entfernten nördlichen Quellen entnommen und über Dämme und Aquädukte geleitet, von denen der in zwei übereinander stehenden Bogenreihen ausgeführte 625 lange und 23 m hohe Aquädukt des Valens zu den auffallendsten Baudenkmälern Konstantinopels gehört. Auf dem Aquädukte befindet sich ein mit nach Belieben verschliessbaren Oeffnungen versehener Steintrog als Wasservertheiler oder Taxim.

Ausserdem bestehen noch kleinere Quellleitungen sowohl in Stambul als Skutari. Bei vielen dieser Leitungen sieht man statt der Kammern zum Entlüften oder Ausgleichen des Druckes, die man bei uns an Hochquellleitungen anbringt, die sogenannten „Suterasi.“ Es sind dies bis zu 10 m hohe Steinpfeiler oder Obelisken, die an der Spitze im Innern einen mit einem Deckel verschlossenen Wasserbehälter haben, in den auf der einen Seite ein Bleirohr das Wasser zuführt, auf der andern Seite ab- bezw. dem nächsten Wasserpfeiler zuführt. Die erste Reihe solcher Wasserpfeiler sah ich vom Schiffe aus bei der Einfahrt in die Dardanellen auf dem thrakischen Chersones.

In Folge der Leitungen ist es möglich, dass an allen Moscheen stets frisches Wasser aus Laufbrunnen verabreicht wird, wodurch eine grosse Wohlthat verwirklicht ist.

Durch ihre gewaltigen Dimensionen überraschen uns die sogenannten „Cisternen". Dieselben waren keine Behälter für Regenwasser, sondern wurden durch besondere Quelleitungen gespeist. Die Cisterne der „Tausend und eine Säule", die unter Konstantin dem Grossen erbaute Cisterne des Philoxenos, ist jetzt trocken und begehbar; man zählt jetzt 212 Säulen in 15 Reihen. Diese Cisterne misst 60 m Länge, 50 m Breite und ist zur Hälfte ungefähr mit Schlamm gefüllt; ihre Tiefe dürfte gegen 15 m betragen haben. Die von Justinian erbaute Cisterna basilica, jetzt Jerebaton Serai genannt, ist heute noch mit Wasser gefüllt; sie ist ca. 110 m lang, ca. 90 m breit und gegen 12 m tief. Die anderen zum Theil noch heute benutzten Cisternen sind kleiner; viele derselben liegen in den Kellern alter Kirchen oder Moscheen.

Die Würde der Türken und ihre Reinlichkeit nimmt uns meist gegenüber Griechen und Armeniern im ersten Momente stark für diese Eindringlinge ein, deren Anwesenheit in Europa als Zeichen der durch den Ultramontanismus im Mittelalter leistungsunfähig gewordenen arisch-europäischen Kultur uns eigentlich die Schamröthe in's Angesicht treiben müsste, wenn die Europäer überhaupt für solche Rassen- und Kulturfragen eine Spur des Verständnisses hätten, dessen Fehlen uns eben in Europa selbst mit so vielen asiatischen Völkern beglückt hat und unsere Kultur und Rasse dauernd bedroht.

Verstand man es im Mittelalter auch nicht der asiatischen Unkultur durch Berücksichtigung der arisch-nationalen Gesichtspunkte entgegenzutreten und dieses heiligste Gut des Menschen, sein Volksthum, ins Treffen zu führen, so gelang es doch damals für den Schutz eines anderen heiligen Gutes, der Religion,

die Völker Europas vorübergehend gegen die Muhamedaner zu einigen. Zu einer Zeit, in der man das „positive“ Christenthum als einzige Waffe gegen die Umsturzparteien anpreist, muss ein Lehrer, der den Kindern die Heldenthaten der Kreuzritter vorzutragen hat, wie ein begossener Pudel dastehen, wenn er seinen Zöglingen die Heldenthaten des „vereinigten Europa“ zum Schutze der Türken und des Muhamedanismus und zum Morde von Ariern und Christen in Kreta und Kleinasien erzählen soll. Gewiss sind alle dortigen Völker noch keine Kulturvölker, aber man sollte auch nicht vergessen, dass die Türken diese unsere Stammesgenossen gleicher Religion unter unerhörtem Drucke gehalten haben, der ihren masslosen Hass gegen diese asiatischen Barbaren ebenso erklärt, wie er für manche kulturelle Rückständigkeit eine ausreichende Entschuldigung ist. Die modernen Leistungen der Diplomatie geben den Griechen allerdings kein Recht, harmlose Deutsche in Athen bübisch zu behandeln, und etwas mehr Selbstzucht würde den rückständigen modernen Hellenen sehr gut anstehen.

Aber Kreta, der Sitz der ersten arischen Götterdämmerung, in den Händen der Türken, bleibt eine Schmach für Europa. Welche heiligsten Güter soll denn Europa gegen Asien vertheidigen, wenn nicht in erster Linie sein arisches Volksthum, dann seine Kultur und mit ihr auch seine Religion?

Die Türken sind und bleiben die unversöhnlichsten Feinde unserer Rasse, Kultur, Religion und nur die gegenwärtige Ohnmacht ihres Hasses, vor dem nur Renegaten und Konvertiten Gnade finden, täuscht uns. So wenig man die Rechtsauffassungen der Völker in diesem Wetterwinkel nach dem Maassstabe preussischer Assessoren beurtheilen kann, so wenig entspricht es dem Bedürfnisse der europäischen Kultur, diese Zustände nur vom Gesichtspunkte der internationalen Börse zu werthen, um so weniger als der Reinfall dieser Börsenjobber in Griechenland doch nur Leute trifft, die bei ihrem Haschen

nach arbeitslosem Gewinne nie einen Pfennig für nationale Kulturaufgaben im eigenen Lande und seinen Kolonien übrig haben. Wer nur die moral insanity der Griechen in Geldfragen herausgreift, hat keinen genügend umfassenden Standpunkt zur Beurtheilung der ganzen Verhältnisse.

Während sich der moderne Grieche, wie ich schon früher darlegte, wenig wäscht und selten badet, reinigt sich der Türke häufig. Die ärmsten Teufel haben Füsse von einer Reinheit, dass selbst unsere Salonhelden und Damen sie ruhig beneiden dürfen, und warme Bäder gehören zu den unerlässlichen Lebensbedürfnissen, so dass die Zahl der Bäder, die sich vielfach aus den römischen entwickelt haben, sehr gross ist. Nach meinem Geschmacke waren die Uebergiessungen mit kaltem Wasser ungenügend, während das Massiren bedeutend besser ausgeführt wurde als in unseren Dampf- und Luftbädern.

Eine Irrenheilanstalt mit so mustergültiger Reinlichkeit und so zweckentsprechenden Räumen wie die grosse Anstalt in Skutari hat mancher europäische Professor der Psychiatrie nicht zur Verfügung. Ein Hospital, wie das von Zeïnep-Kiamil in Skutari, kann sich auch in jeder deutschen Stadt sehen lassen. Bei dem Militär-Hospital in Haidar-Pascha wird jetzt für die Medizinschule eine grossartige Anlage geschaffen und zur Zeit meines Besuches war gerade der neue chirurgische Operationssaal mit allen klinischen Untersuchungszimmern fertig geworden, wie ihn nur die ersten deutschen Universitäten in gleicher Vollendung besitzen. Dass bei dieser durch ihre Lage schon sehenswerthen Anlage auch ein grosses Treibhaus mit Mustergarten ist, in dem eine Art schwarzes Stiefmütterchen als Spezialität kultivirt wurde, will ich nur nebenbei erwähnen, weil wir es noch nirgends bis zu dieser Rücksicht auf das Befinden von Kranken gebracht haben.

Als ich dann später in Bukarest das bakteriologische und pathologische Institut kennen lernte, welche vollständig ein-

gerichtet sind und über einen ordentlichen Etat von 30000 Franken verfügen, da fühlte ich mich doch etwas gedrückt, als ich an mein k. k. hygienisches Institut in Prag denken musste. Im Orient war man ein gutes Stück weiter. Da der natürliche Anschluss von Griechenland und den Balkanstaaten an Oesterreich ist, so arbeitet diese Rückständigkeit unserer Universitätseinrichtungen geradezu den Interessen Oesterreichs entgegen, gerade an einem Punkte, wo eine Vermittelung von grösstem Werthe ist.

Interessant ist in Konstantinopel noch die Ausbreitung der Lepra, des Aussatzes. In dem grossen, mit Cypressen dicht bestandenen Begräbnissplatze bei Skutari befindet sich ein von niederen elenden Baracken umgebener Hof; in diesen Baracken wohnen 20 Familien Lepröser, um die sich Niemand kümmert. Seit Wochen war kein Arzt dort gewesen, so dass ich mich nicht wundern konnte, gleich in zwei schweren Fieberfällen konsultirt zu werden, da mein Begleiter, dem die Leute ihr Leid klagten, mich sofort als Arzt vorgestellt hatte. Wir hatten dadurch aber auch vollen Einblick in die trostlose Lage dieser armen Leute. Die erbliche Uebertragung der Krankheitsanlage, welche durch schlechte soziale Verhältnisse erworben und bei der Vererbung gefestigt wird, spielt auf jeden Fall die grösste Rolle. Die reichliche Gelegenheit zur Infektion kommt ohne dieses Moment nicht zur Geltung, so dass z. B. der dort geborene Priester, seine zwei Frauen und sein Kind, trotzdem sie sehr schlecht leben und jeden Augenblick der Infektion ausgesetzt sind, vollständig und zwar seit Jahren gesund sind.

Die Behandlung reicht nicht ganz an die auf dem medizinischen Kongresse in Wiesbaden einmal empfohlene viertheilige heran, aber sie ist sicher ebenso originell. Der Kranke giebt ein Geldstück auf eine Mühle und mahlt dasselbe, während daneben aus einem Hahne Wasser läuft. Dann muss er sich,

ohne das Gesicht rückwärts zu wenden, entfernen. Es hilft gerade so viel wie die jetzige Therapie der exakten Medizin.

Das Heilen scheint aber dort überhaupt mit Eifer betrieben zu werden. Da die Türkin nicht in ein öffentliches Haus eintreten darf, so dient der Friedhof für die grosse Garnison als Stelldichein. Ist die Türkin dabei syphilitisch geworden, so versucht sie sich selbst zu heilen, indem sie um den Hof der Leproserie läuft, um dadurch ihre Krankheit dort zu lassen. In diesem Punkte ist unsere Therapie weiter vorgeschritten.

Während die Türken ihre Leprösen sofort isoliren, können aussätzige Griechen, Bulgaren, Armenier und Juden ungehindert herumgehen und man sieht besonders auf der grossen Brücke von Galata nach Stambul häufig Lepröse.

Dass ich nicht versäumte, das deutsche Hospital zu besuchen, versteht sich von selbst. Die Lage desselben ist geradezu herrlich und beherrscht den Bosporus und grosse Theile von Konstantinopel und ich erinnere mich mit Vergnügen an meine liebenswürdigen Führer, die Oberärzte Herrn Kambouroglu, Mordtmann und Eissen, und an den schönen Abend in der Kaiserlichen Gesellschaft der Aerzte, die mich vor Jahren zum Mitgliede ernannt hatte und wo ausser den Genannten Herr Mavrogeny-Pascha, der in Wien studirt hatte, Herr Avlonitis, Herr Apotheker Akestorides mir werthvolle Rathschläge für den Besuch der ärztlich und hygienisch interessanten Dinge gaben. Nur diesem Umstande verdanke ich es, dass ich so viele schwer zu erreichende Dinge ohne besondere Schwierigkeiten sehen konnte.

Ist auch die alte Lehre des „ex oriente lux“ nach vielen Richtungen hinfällig geworden, so hat der Orient doch an Interesse nichts eingebüsst und vielleicht ist es mir gelungen, zu zeigen, dass in der öffentlichen Gesundheitspflege die alten Kulturvölker mehr geleistet haben, als man bisher angenommen

hat. Allerdings in der eigentlichen Technik sind wir seit diesem Jahrhundert bedeutend weiter gekommen, die Berechnung der Quellen, Flüsse etc., das Maschinenwesen, die Vertheilung des Wassers in den Häusern ist jetzt auf einer unendlich viel grösseren Höhe und kann mit den analogen Arbeiten der Alten nicht auf eine Stufe gestellt werden. Aber immerhin war erst diese ganze modernste Technik der letzten Decennien dazu nöthig, um die Antike wirklich zu übertreffen, und dies muss unsere Achtung vor den Leistungen der alten Völker nur erhöhen.